



Leseprobe

Bernhard Hennen

Drachenelfen - Die letzten Eiskrieger

Drachenelfen Band 4

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,99 €



Seiten: 848

Erscheinungstermin: 26. Januar 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

BERNHARD
HENNEN
DRACHEN
ELFEN

DIE LETZTEN EISKRIEGER

Für die Lotusblüte im Verborgenen

Der Krieg ist darin schlimm,
dass er mehr böse Menschen macht,
als er deren wegnimmt.

IMMANUEL KANT (1724–1804)

PROLOG



Die Lieder waren ihm schwer. Seit drei Nächten hatte er keinen Schlaf gefunden. Müde beobachtete er, wie der junge Morgen den Himmel in Flammen setzte. Glutrote Wolken flossen um die schroffen Bergspitzen. Schwer wie nie spürte er die Bürde der Macht. Die Alben hatten es aufgegeben, um die Welt, die sie erschaffen hatten, zu kämpfen, und unter seinen Brüdern herrschten Misstrauen und Zwietracht. Die Himmelsschlangen sollten der Schutzwall Albenmarks sein, doch es war eine Mauer mit tiefen Rissen.

Der Drache streckte sich, dass seine Gelenke krachten. Er war so alt wie die Welt, über die er mit seinen Nestbrüdern wachte. Manchmal hatte er das Gefühl, Albenmark bedeutete nur ihm noch etwas. Rastlos hatte er die Zukunft erkundet. So viele Wege führten ins Dunkel. Er hatte gesehen, wie Burgen, erbaut von Menschenkindern, die Pässe der Mondberge beherrschten. Eine Fahne, die einen toten, schwarzen Baum vor weißem Hintergrund zeigte, hatte über den Zinnen geweht. Die Kinder der Alben waren aus der Welt verschwunden. Ihre Welt war entzaubert worden. Wie hatte es so weit kommen können?

Sooft er auch die Zukunft erforschte, vermochte er nicht zu entdecken, wo in der Gegenwart die Wurzel des Unheils lag. War es jener Unsterbliche, der weiser plante als alle anderen und dem es sogar gelingen mochte, die Devanthar dazu zu bringen, nach seinem Willen zu handeln? Oder war es Nandalee, die Drachenehlf, die gegen die hergebrachte Ordnung aufbegehrte? Drei Kinder wuchsen in ihr heran, von denen sie nur zwei gebären würde. Und doch beeinflussten sie alle die Zukunft von Menschen und Albenkindern. Dies war eines von vielen Rätseln, die er nicht verstand.

Der flammende Himmel ermahnte ihn, dass er handeln musste und nicht nur beobachten und brüten durfte. Einmal waren die Devanthar ihnen entwischt, als Nandalee und Gonvalon versagt hatten. Nun galt es, den Göttern der Menschenkinder erneut eine Falle zu stellen. Nur der vereinte Flammenodem der Himmelschlangen würde sie vernichten. Es war die stärkste Waffe, die auf allen drei Welten existierte. Und sie war nicht nur dazu geschaffen, mit ihr zu drohen. Sie mussten sie einsetzen, bevor die Devanthar eine ähnlich starke Waffe ersinnen würden. Der Krieg zwischen den beiden großen Mächten war unabwendbar geworden. Es würde unzählige Tote geben. Städte, gar ganze Landstriche würden verwüstet werden. Doch die Zeit zu verhandeln war vorüber. Zu unterschiedlich waren die Ziele, nach denen Albenmark und Daia strebten. Siegen würde derjenige, der den Mut hatte, zuerst zuzuschlagen. Auch wenn es ohne Zweifel ein bitterer Sieg sein würde.

Der alte Drache weitete die Schwingen. Er genoss die Wärme des ersten Morgenlichts auf seinem Leib. Mit List und Intrige würde es beginnen. Dies waren fast genauso tödliche Waffen wie der Odem der Himmelsherrscher. Doch zuletzt würden Feuer und Schwert entscheiden. Er stieß sich vom Felsen ab und flog dem glutroten Morgen entgegen. Die Zeit zu kämpfen war gekommen.

AM RAND DER KLIPPE

Nevenylls Klippe galt als ein verfluchter Ort. Niemand kam bei Nacht hierher. Und schon gar nicht bei Vollmond, wenn die Macht der Geister am größten war. Es war der einsamste Ort bei Uttika, und deshalb liebte Bidayn ihn. Tagsüber war sie das Kindermädchen, das nach den beiden Töchtern des Kaufherren Shanadeen sah. Niemand ahnte, was sie in Wirklichkeit war. Man kannte sie nur als eine scheue Elfe unbestimmbaren Alters, die niemandem in die Augen sah und sich stets in jungfräuliches Weiß kleidete, obwohl ihre Haut bereits zu welken begann, was bedeutete, dass schon Jahrhunderte an ihr vorübergezogen sein mussten.

Bidayn stand auf dem steilen Kreidefelsen und blickte hinab auf das Meer. Der Mond zauberte ein Netz silbernen Lichts über die dunkle See. Weit im Westen zeichnete sich die Silhouette eines Seglers gegen den Horizont ab, der den Leuchtfeuern des Hafens von Uttika entgegenstrebte. Die nächtliche Brise griff nach Bidayns hauchzartem, weit geschnittenem ärmellosen Kleid. Sie liebte ihre alternde Haut. So schnell hatte sie ihre geschmeidige Spannkraft verloren. Bidayn hatte gehofft, einige Jahre mit der Menschenhaut leben zu können. Doch wie alle ihre Hoffnungen war auch diese zerbrochen. Sie müsste bald etwas unternehmen ... Wen sollte sie töten? Eines der jungen Mädchen, die Shanadeen ihr anvertraut hatte?

Donnernd brach sich eine Welle am Fuß der Klippe. Die Elfe sah erneut hinab in die sprühende Gischt, deren weiße Finger den knochenbleichen Fels hinaufgriffen. Sollte sie ihrem Leben ein Ende setzen? Sie war eine Drachenelfe, aber seit so vielen Monden hatte sie nichts mehr von dem Drachen gehört, dem sie sich verschrieben hatte. Es gab Gerüchte über einen Krieg. Überall wurden Albenkinder eingezogen, um auf Nangog zu kämpfen, so hieß es. Doch hier in Uttika waren noch keine Werber gewesen.

Sollte es stimmen, dass auf der Verbotenen Welt gekämpft wurde? Warum schickte der Goldene dann nicht nach ihr? Voller Abscheu sah sie auf ihre Hände. Selbst im Licht des Mondes vermochte sie das Netz der feinen Falten zu erkennen. War dies der Grund? Empfund auch er Abscheu vor ihr?

Manchmal glaubte Bidayn, den Geruch des Grabes an sich wahrzunehmen. Zweimal täglich wusch sie sich. Sie benutzte eine teure Seife, die nach Rosenöl duftete, doch der Geruch kehrte immer wieder. Verwesungsgestank ... Gab es ihn nur in ihrer überspannten Vorstellung? War es ihr Ekel vor sich selbst, der ihr den Gestank vorgaukelte, oder rochen die anderen es auch?

Bidayn wusste, dass über sie getratscht wurde. Über die seltsame alte Jungfer, die Shanadeen sich ins Haus geholt hatte. Wieder blickte die Elfe in die schäumende Gischt hinab. Die Tiefe lockte sie. Zwei Schritt und alle Zweifel und aller Ekel hätten ein Ende. Sie würde ihrer Seele Freiheit schenken und in einen neuen, einen makellosen Körper wiedergeboren werden. Bidayn machte einen Schritt auf den Abgrund zu. Hinter ihr auf der Wiese am Hang verstummte das Zirpen der Grillen. Kein Windhauch regte sich jetzt. Selbst das Geräusch der Brandung war leiser geworden, als hielte die Natur den Atem an. Und dann hörte sie Stimmen und ein grobschlächtiges, tiefes Gelächter.

Bidayn wandte sich vom Abgrund ab. Drei Faune kamen den schmalen Trampelpfad hinauf. Das Mondlicht schimmerte auf dem öligen Fell ihrer Ziegenbeine. Sie trugen fleckige Lendenschurze, ihre behaarten Oberkörper waren nackt. Kleine, nach hinten gebogene Hörner wuchsen ihnen aus der Stirn. Der Mittlere von ihnen stützte sich beim Gehen auf einen Speer. Bidayn musterte sie voller Missfallen. Die Zwitterwesen, ersonnen vom kranken Verstand des Fleischschmieds, hatte sie immer schon abstoßend gefunden.

»Du stehst zu dicht an der Klippe, meine Schöne!«, rief ihr der Speerträger zu. »Komm uns doch ein wenig entgegen ...«

Seine beiden Gefährten verfielen in meckerndes Gelächter, als wäre ihrem Freund gerade der beste Scherz des Abends gelungen.

»Ich möchte allein sein«, sagte sie in dem unterwürfigen Ton, den sie sich als Kindermädchen angewöhnt hatte. Sie senkte den Blick. »Und ich möchte euch höflich bitten, meinen Wunsch zu respektieren und nun wieder zu gehen.«

»Du brauchst keine Angst vor uns zu haben«, erklärte der Faun links neben dem Speerträger, hob einen Weinschlauch und schüttelte ihn. »Wir sind hier, um Spaß zu haben. Und den wirst du auch haben, das verspreche ich dir. Aber zunächst sollst du wissen, wer gekommen ist.«

Wieder erklang das meckernde Gelächter, als wäre ein weiterer Witz auf ihre Kosten gelungen.

»Nonnos ist der Dichter unter uns«, erklärte der Speerträger, prustend um Atem ringend. »Ich bin Dion, und der große Schweiger zu meiner Rechten ist Krotos.« Mit diesen Worten stieß er Krotos mit dem Ellenbogen in den Rippen, was sein Kamerad mit einem Grinsen quittierte.

»Ist dies nicht eine wunderbare Nacht für die Liebe«, rief Nonnos in so affektiertem Tonfall, als zitierte er irgendeinen berühmten Text. Dabei griff er sich mit der Linken ans Herz, hob seine Augenbrauen und schenkte Bidayn ein durch und durch falsches Lächeln. Nonnos hatte einen spitz zulaufenden Kinnbart, während die Bärte seiner Kameraden wild wuchernd bis zur Brust reichten. »Du bist viel zu hübsch, um so eine laue Sommernacht allein zu verbringen, Elfendame.«

Die drei waren jetzt keine fünf Schritt mehr von ihr entfernt. Ganz offensichtlich waren sie davon überzeugt, dass sie sich einfach nehmen könnten, wonach ihnen gelüstete, und von dem verhuschten, alternden Kindermädchen, das vor ihnen stand, kein ernsthafter Widerstand zu erwarten sei. Bidayn kämpfte den Zorn nieder, der in ihr aufwallte. Der Goldene hatte ihr befohlen, in Uttika zu warten. Sie durfte nicht aus ihrer Rolle fallen, musste um

jeden Preis verbergen, was sie wirklich war. »Ihr wisst, dass dieser Ort verflucht ist. Bitte geht! Ich möchte nicht, dass euch ein Unglück widerfährt.«

»Es sind doch eher die Elfenweiber, die kein Glück mit dieser Klippe haben«, entgegnete Krotos, der bislang geschwiegen hatte, mit dunkler, etwas heiser klingender Stimme und einem breiten zahnlückigen Grinsen. »Aber hab keine Angst, wir sind hier, um gut für dich zu sorgen.«

»Ich kann auf mich alleine aufpassen.«

Dion schüttelte den Kopf, sodass ihm die schwarzen, strähnigen Haare um die Schultern flogen. »Glaube ich nicht. Wusstest du, dass sie in der Schenke unten an der Klippe Wetten abschließen, wann du springst? Du wärst die dritte Elfe seit Nevenyll. Und es sind Vollmondnächte wie diese gewesen, in denen sie ihrem Leben ein Ende gesetzt haben. Es heißt, sie treffen Nevenyll in diesen Nächten.« Er sah sich mit einem Stirnrunzeln um, dann zuckte er mit den Schultern. »Also ich sehe hier keinen Geist. Aber vielleicht muss man ja eine Elfe sein, um ihr zu begegnen.«

Dion deutete mit seinem Speer auf sie. Jetzt erst sah Bidayn, dass an der Hand, die die Waffe hielt, zwei Finger fehlten. Der Handrücken und der Unterarm waren mit wulstigen Narben bedeckt, die aussahen, als hätte ein Wolf oder ein großer Hund versucht, ihn zu zerfleischen. »Weißt du, dass die Wetten in dieser Nacht zehn zu eins gegen dich stehen?«

»Und da habt ihr gedacht, ihr schaut vorbei, passt auf mich auf und macht einen guten Schnitt, wenn ich lebend von der Klippe zurückkehre?« Bidayn bedachte sie mit einem zynischen Lächeln. Natürlich wusste sie, dass dies nicht die Absicht der Faune war, aber sie wollte ihnen eine goldene Brücke bauen. Einen letzten Weg.

Der Spitzbart rülpste und rollte mit den Augen. »Daran hatten wir nicht gedacht ...«

»Ihr könntet doch neue Wetten abschließen«, wandte Bidayn

ein. »Es ist noch Zeit. Schickt irgendeinen Freund, damit es nicht auffällt, und werdet reich.« Sie versuchte, nicht allzu herablassend zu klingen. Diese drei Habenichtse könnten vielleicht ein paar Kupferstücke zusammenbringen und mit der Wette in Silber verwandeln. Reich würden sie ganz gewiss nicht. Dennoch schien Nonnos ernsthaft darüber nachzudenken. Er strich sich über den gestutzten Bart. Eine Geste, die im Widerspruch zu seinem grobschlächtigen Äußeren stand.

»Wir haben für diese Nacht andere Pläne«, sagte Dion barsch. »Lass dich von der Elfe nicht einwickeln, Nonnos! Elfen meinen es nie gut mit uns. Schnapp sie dir! Wir sind nicht zum Reden hier.«

Bidayn atmete aus und ließ die Maske des Kindermädchens fallen. Sie würde wieder sein, wozu man sie in der Weißen Halle gemacht hatte: eine Mörderin. Und sie genoss, endlich wieder von der Macht Gebrauch machen zu können, die ihr geschenkt worden war. »Wie ich sehe, hast du mit deinen Händen schon schlechte Erfahrungen gemacht, Ziegenarsch. Solltest du versuchen, mich anzufassen, landet die Hand, die du nach mir ausstreckst, unten am Fuß der Klippe. Glaube mir, ich mache keine leeren Worte, Dion. Ich würde vorschlagen, ihr drei geht, trinkt noch einen Becher Wein und genießt, dass ihr am Leben seid.«

»Du redest hier nicht mit deinen kleinen Gören, Kindermädchen«, fauchte Dion und deutete mit der Spitze seines Speers auf ihre Kehle. »Und jetzt schlage ich dir was vor, alte Jungfer. Wir werden dir zeigen, was die Bestimmung von Männern und Weibern ist, und wenn du dich bemüht, uns zu erfreuen, dann landest *du* nicht am Fuß der Klippe.«

»Du bist tot, fingerloser Bock«, entgegnete sie ruhig. Ihre Stimme klang seltsam gedehnt in ihren Ohren. Bidayn spürte, wie die Magie dieses düster-romantischen Ortes sie durchdrang. Spürte die Trauer Nevenylls, die sich wie ein Stempel in das Muster des magischen Netzes geprägt hatte, das alles auf dieser Welt durchdrang und miteinander verband.

Dion lachte auf. »Ein großes Maul hast du. Aber das passt zu dem, was wir mit dir vorhaben. Los, packt sie!«

Nonnos zögerte und zupfte nervös an seinem spitzen Bart. »Und wenn sie ...«

»Sei nicht so ein verdammter Schisser«, zischte der schwarzhaarige Krotos und zog seinen Dolch aus dem breiten Ledergürtel, der seinen Lendenschurz hielt. »Sie ist nur ein Kindermädchen, verdammt. Hast du Angst vor Worten? Worte und ein paar Ohrfeigen, das sind all ihre Waffen.«

Bidayn öffnete ihr Verborgenes Auge, und die Magie der Welt wurde für sie sichtbar. Die vielfarbigen Kraftlinien verwandelten sich rings um die drei Faune in das gleißende Rot von Zorn und Wollust. Und da war noch etwas – ein hauchzartes Gespinst um ihre Köpfe. Ein Zauber umgab sie. Fein gewoben, kaum sichtbar.

Die Spitze von Dions Speer berührte Bidayns Kehle dicht unter dem Kinn. Sie durfte sich nicht in der Betrachtung von Details verlieren. Sie musste handeln. Die drei ließen ihr keine Wahl. Bidayn hauchte ein Wort der Macht und veränderte den Lauf der Zeit. Ihre Bewegungen und ihre Wahrnehmung waren nun beschleunigt. Doch die Welt um sie herum blieb nicht stehen, auch wenn es fast so wirkte. Bidayn spürte, wie die Klinge ihre zarte Haut durchdrang und ein Tropfen Blut ihre Kehle hinabließ. Das Netz um sie herum begann sich zusammenzuziehen. Es kämpfte gegen den Zauber an, der die natürliche Ordnung der Dinge verhöhnte.

Bidayn schob den Speer zur Seite und nahm in Kauf, dass die Spitze eine dünne blutige Linie auf ihrer Kehle hinterließ. Noch war er nicht zu tief in ihr Fleisch gestoßen.

»Prescht im Ziegengalopp zur Schenke zurück, und ich lasse euch am Leben.«

Bidayn sagte die Worte langsam und gedehnt, doch vermutlich nahmen die drei Faune nur einen unartikulierten Schrei wahr. Sie war nun zu schnell in allem, was sie tat.

Mit einer Drehung fort vom Rand der Klippe hebelte sie Dion den Speer aus der Hand und rammte das stumpfe Ende Krotos mit solcher Kraft gegen die Kehle, dass dem zahnlückigen Faun das Maul aufklappte und der Dolch seiner Hand entglitt. Langsam wie ein Eichenblatt, das an einem windstillen Herbsttag zu Boden sinkt, fiel die Waffe.

Bidayn stieß ein weiteres Wort der Macht hervor und beendete ihren Zauber. Sie spürte die Bewegung hinter ihrem Rücken und stieß den Speer an ihrer Hüfte vorbei nach Dion. Dabei ließ sie Nonnos nicht aus den Augen, der seine Rechte auf den Griff seines Dolches gelegt hatte, es aber nicht wagte, die Waffe zu ziehen.

Die Welt war entschleunigt. Die Zeit verlief auch für Bidayn wieder in gewohnter Bahn: Der schwebende Dolch fiel mit dumpfem Geräusch in das hohe, sonnenverbrannte Gras; Krotos brach in die Knie und umklammerte mit beiden Händen seine Kehle, als wollte er etwas Unsichtbares fortreißen, das ihn würgte. Bidayn wusste, dass der Stoß dem Faun die Luftröhre zerquetscht hatte. Nichts konnte ihn mehr retten. Sein Gesicht wurde rot. Seine Augen traten noch weiter hervor, während die Elfe auf ihren Händen das warme Blut spürte, das am Schaft des Speeres hinabrann.

»Wer ... Was bist du?«, stammelte Nonnos und nahm die Hand vom Dolchgriff.

»Kein Opfer.« Bidayn zog mit einem scharfen Ruck den Speer zurück und drehte sich um. Dion kippte zur Seite. Seine großen braunen Augen starrten tot in den Nachthimmel. Die Speerspitze hatte ihn unter dem Rippenbogen getroffen und war schräg nach oben in sein Herz gestoßen.

Die Elfe ließ die Waffe fallen und wischte ihre blutigen Hände über das Gras. Sie hatte es genossen, zu töten und ihre Macht zu nutzen. Sie hätte die drei auch einfach nur erschrecken und verjagen können, aber nach den endlosen Wochen als unterwürfiges Kindermädchen hatte sie ihre Macht endlich wieder spüren wollen.

»Wirf die beiden für mich über den Rand der Klippe«, sagte sie, ohne zu Nonnos aufzublicken. »Die Ebbe wird ihre Leichen aufs Meer hinausziehen, und niemand wird sie je wiedersehen.«

»Ja, Herrin.« Der kleinlaute Poet schaffte es, zugleich pflichtbeflissen und fragend zu klingen. Er packte Krotos, der noch immer nach Luft japste, bei seinen Hörnern und zerrte ihn zum Rand des weißen Felsens.

»Hinab mit ihm!«

»Äh ... aber Herrin ...«

Krotos hatte die Hände von seiner Kehle gelöst und umklammerte nun verzweifelt die dünnen Ziegenbeine seines Gefährten.

»Ich kann doch nicht ...«, jammerte Nonnos. »Er lebt doch noch. Wir sind zusammen aufgewachsen. Sind ...«

»Willst du weiterleben?«, fragte Bidayn und genoss es zu sehen, wie Nonnos sich in Gewissensqualen wand. Die drei waren hierhergekommen, um sie zu vergewaltigen und zu ermorden. Alles, was ihnen nun widerfuhr, hatten sie sich verdient. Sie waren nichts als übles Pack, und die Welt würde ohne sie eine bessere sein. »Befolge meinen Befehl!«

Nonnos schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht ... Er ist mein Freund.«

Bidayn richtete sich auf. »Er ist das, zu dem ihr mich machen wolltet. Nur noch ein Stück Fleisch. Stoß ihn hinab!«

Nonnos zitterte am ganzen Leib, blanker Schweiß rann ihm über das Gesicht. »Ich weiß nicht, was mit uns war. Wir sind nicht so. Es ist ... Das alles ist wie ein böser Traum.« Die Augen des Fauns waren wie dunkle Spiegel. Bidayn stand nun dicht vor ihm. Nonnos stank nach Ziege. Er sah wieder hinab zu seinem Freund. Die Glieder des Sterbenden zuckten. Dann löste sich sein Griff um die dünnen Beine. »Er war nicht so«, stammelte Nonnos. »Ich versteh das nicht. Wir ...«

Was für ein Jammerlappen, dachte Bidayn angewidert. Eben noch war er bereit gewesen, mit seinen Freunden über sie herzufallen,

und jetzt glaubte er sich so herausreden zu können. »Dann sollte ich dir wohl helfen zu erwachen«, sagte sie freundlich und vollführte, noch während sie sprach, eine halbe Drehung. Ihr rechter Fuß traf ihn mit mörderischer Wucht vor die Brust. Der Faun wurde von seinen Ziegenbeinen gerissen und über den Rand der Klippe geschleudert.

Der Tritt hatte ihm die Luft aus der Lunge gepresst. Sein Maul klaffte weit auf, aber er war nicht mehr in der Lage zu schreien, als er stürzte. Bidayn blickte hinab zum Meer. Nonnos' Körper verschwand im wogenden Weiß der Gischt, die um die knochenfarbenen Felsen leckte. Sie sollte Uttika verlassen, dachte sie. Vor vier Jahren, als sie in die Höhle des Schwebenden Meisters gebracht worden war, wäre sie ein gutes Kindermädchen gewesen und hätte Erfüllung darin gefunden, nach den Töchtern des Kaufherren Shanadeen zu sehen. Selbst als sie zur Weißen Halle gekommen war, war sie noch nicht verloren gewesen. Doch die ängstliche, verhuschte Bidayn von damals gab es nicht mehr. Und sie hatte nicht einmal bemerkt, wann sie aufgehört hatte zu existieren.

Die Elfe straffte sich und sah zu Krotos. Der schwarzhaarige Faun war tot, erstickt. Seine großen Hände hatten sich in das trockene Gras gekrallt. Tiefbraune, gebrochene Augen starrten zu ihr hinauf. Bidayn verpasste auch ihm einen Tritt, sodass sein Kadaver über den Rand der Klippe rollte. Sie fühlte sich machtvoll und frei. Die Zeit, sich zu verstecken, war vorbei. Sie wollte wieder eine Drachenelfe sein.

Liegt es nicht an mir zu entscheiden, wann Ihr Uttika verlässt, Dame Bidayn?

Die Stimme in ihren Gedanken jagte der Elfe einen wohligen Schauer über den Rücken. Auch wenn ein Vorwurf in den Worten lag, überkam sie ein Glücksgefühl, das nahe an die Ekstase reichte, die sie empfunden hatte, als der Goldene sie unter seine Drachenelfen aufgenommen und sie tätowiert hatte.

Sie wandte sich vom Abgrund ab. Da war er! Zwischen den Felsen weiter unten am Hang! Gemessenen Schrittes kam er den Weg hinauf. Die Schatten der Nacht flohen vor der schlanken, hochgewachsenen Gestalt, als wäre er ein lebendes Licht, das alle Finsternis bannte. Die Goldstickereien am Saum seiner kurzen, weißen Tunika funkelten im Mondlicht. Sein wallender Umhang schien aus dem zarten Blau eines morgendlichen Sommerhimmels geschnitten zu sein. Der Goldene trug sein blondes Haar offen, sodass es bis auf seine Schultern hinabwallte.

Viel zu viel Zeit ist vergangen, meine Dame.

»Ja«, hauchte sie und ging dem Drachen in Elfengestalt entgegen. Fast jede Nacht sah sie ihn in ihren Träumen. Wilden Träumen, in denen sich immer und immer wieder jenes Ritual wiederholte, in dem sie eins gewesen waren.

Einige meiner Nestbrüder zweifeln an Euch, ehrenwerte Bidayn.

Die Elfe blieb erschrocken stehen. Zweifelte auch er?

Das Undenkbare ist geschehen. Es gibt Verrat inmitten unserer Reihen.

»Ich würde mich niemals ...«

Bedenkt wohl, was Ihr sagt, meine Dame. Ich dulde keine Lügen! Ich weiß, dass Ihr darüber nachsant, Uttika zu verlassen und damit gegen meine Befehle zu verstoßen.

Sein Zweifel traf sie tief. Seine Gunst zu verlieren würde ihr Leben jeden Sinns berauben. »Ja«, gestand sie. »Ich habe daran gedacht, doch Gedanken und Taten sind zweierlei, Licht meines Lebens.«

Der Goldene schenkte ihr ein Lächeln, das ihr Herz schneller schlagen ließ. *Wohl gesprochen, meine Schöne.* Dann verfinsterte sich sein Antlitz. *Ihr wisst vom Angriff auf Selinunt, die Weiße, jene Stadt, in der sich die Unsterblichen und die Devanthal versammeln wollten, um über den Untergang Albenmarks zu beraten?*

Bidayn nickte.

Zwei Drachennelfen waren dort als Späher. Sie sollten uns ein Zeichen geben, falls die Devanthal zur vorbestimmten Stunde des Angriffs nicht

zugegen seien, denn nicht Menschenkinder, sondern Götter wollten wir töten. Sie haben uns getäuscht! Kein einziger unserer Feinde starb im Feuer des Himmels, obwohl Gonvalon das Signal zum Angriff gab.

Sein Zorn war für Bidayn körperlich spürbar. Ihr Magen zog sich zusammen, und ihre Muskeln verspannten sich, während seine Gedanken wie glühende Lohe in ihr brannten. »Aber Gonvalon war doch schon lange von Euch abgefallen«, wandte die Elfe ein. »Warum habt Ihr ausgerechnet ihn als Späher geschickt?«

Er begleitete Nandalee. Sie hat den Verrat überlebt. Er nicht!

Bidayn dachte an die beiden langen Reisen, die sie mit dem Schwertmeister nach Nangog gemacht hatte. An dessen Liebe zu ihrer Freundin Nandalee. An seine stille Kraft. Was hatte ihn zum Verräter gemacht?

Es wird ein Krieg kommen, wie ihn unsere Welt noch nicht gesehen hat, meine Dame. Und wir werden nur siegen können, wenn es keine weiteren Verräter oder Zauderer in unseren Reihen gibt.

»Ich werde jeden Eurer Befehle ausführen, Licht meines Lebens!«, entgegnete Bidayn voller aufrichtiger Leidenschaft. »Ich werde nicht zögern.«

Der Goldene bedachte sie mit einem hintersinnigen Lächeln. *Ich bin in dieser Nacht gekommen, um Euch auf die Probe zu stellen, meine Dame. Ich weiß, dass ein Funken von Nandalees rebellischem Geist auch in Euch glimmt. Ich war es, der Euch die drei Faune schickte. Eigentlich waren sie harmlos. Ich habe ihre Lust angestachelt und ihnen den Gedanken eingepflanzt, sich an Euch zu vergehen, meine Dame.*

Bidayn war ernüchtert, aber nicht schockiert. Er war der Goldene. Er stand für alles, was gut war in dieser Welt. Er musste einen triftigen Grund gehabt haben, so zu handeln.

Ich sagte es bereits, einige meiner Nestbrüder misstrauen Euch, Dame Bidayn. Sie halten Euch für schwach. Deshalb habe ich Euch die Faune geschickt. Ich wollte sehen, wie Ihr Euch verhaltet. Ich gestehe, ich war erleichtert zu erleben, dass Ihr mit Leidenschaft tötet. Ihr seid ein Raubtier in der Gestalt eines Kätzchens. Ihr habt all meine Zweifel zerstreut.

Der Goldene machte eine flüchtige Geste in Richtung des Leichnams von Dion, der noch immer auf der Klippe lag. Wie von Geisterhand bewegt, rollte er zur Abbruchkante und stürzte in die Tiefe.

Niemand wird die drei in Uttika vermissen. Faune sind unstet und launisch. Man wird glauben, sie hätten sich einfach davongemacht. Der Goldene trat an ihre Seite und berührte sie zart im Nacken. Ein Gefühl, als rinne feiner Sand über ihre Haut, überlief Bidayn.

Euch wird nun nicht mehr der Geruch des Grabes anhaften. Für einige Monde zumindest. Ihr braucht bald eine neue Haut, meine Dame. Ihr solltet weniger zögerlich sein, was das angeht. Ihr seid eine Drachene. Nehmt Euch, was immer Ihr begehrt. Albenmark liegt Euch zu Füßen, denn Ihr seid meine Auserwählte, die Erste unter den Drachene, die mir dienen.

Bidayn vermochte kaum noch zu atmen. Seine Auserwählte! Endlich würde sie Uttika verlassen können!

Es gibt jemanden, den Ihr für mich töten sollt. Einen sehr gefährlichen Gegner. Viele Tage habe ich damit verbracht, Hunderte Zweige der Zukunft Albenmarks zu erforschen. Mein Nestbruder, der Dunkle, wird ermordet werden, weil er zu leichtfertig sein Vertrauen verschenkt. Ich muss ihn vor der Gefahr schützen, die er nicht sehen will. Ihr, Dame Bidayn, seid auserwählt, meinen Willen zu vollstrecken. Ihr werdet meinen arglosen Bruder retten. Es wird Eure gefährlichste Mission werden, und Ihr werdet es nicht allein schaffen. Sucht Euch Gefährten, die das scheinbar Unmögliche wagen. Und zögert nicht, wenn die Stunde der Klingen naht!

Bidayn war wie berauscht. Endlich fort von hier! Und was für eine Aufgabe. Sie sollte eine Himmelschlange retten. Den Erstgeschlüpften! »Ich werde alles tun, was Ihr verlangt, mein Gebieter und Wohltäter. Wen soll ich töten?«

Wenn ich den Namen nenne, gibt es kein Zurück mehr, Dame Bidayn. Ihr seid Euch ganz sicher? Bidayn spürte die tiefe Besorgnis des Drachen. Seine Sorge um sie und ihr Seelenheil. Er war so gut zu ihr.

So rücksichtsvoll und einfühlend. Und doch war sie auch ein klein wenig beleidigt. Wie könnte sie jemals zögern, wenn er sie zu einer Mission berief!

»Ich bin bereit, mein Gebieter. Wessen Blut soll in Eurem Namen rinnen?«

Es ist jemand, der Euch wohlvertraut ist. Die geschlitzten Pupillen des Drachen schrumpften zu schmalen Strichen, als er sie auf eine Art ansah, die Bidayn die Gewissheit gab, dass er bis auf den Grund ihrer Seele blickte und dass er all ihre geheimen Wünsche und Sehnsüchte kannte. Tötet für mich die Dame Nandalee!

Bidayn atmete schwer aus. Nandalee! Sie war wie eine Schwester für sie gewesen. Bidayn erinnerte sich noch gut, wie sie in der Weißen Halle ungezählte Stunden im Bett neben Nandalee gesessen hatte, um mit ihr darüber zu flüstern, wie schrecklich das Leben einer Novizin in der Weißen Halle war. Sie dachte an die Gefahren auf Nangog, die sie gemeinsam gemeistert hatten. Und auch daran, wie sie stets nur ein Schatten war, wenn Nandalee zugegen war. Ihre Freundin fing alle Blicke ein. Sie war das Licht.

»Was Ihr wünscht, wird geschehen, mein Gebieter!«

SHANADEENS KAMMER

Im ersten Morgenlicht kehrte Bidayn zurück nach Uttika. Der Rausch der Gefühle der Nacht war verfliegen. Auch wenn der Goldenen sie zu seiner Auserwählten erkoren hatte, durfte sie nicht an seiner Seite bleiben. Sie sollte in dieser kleinen, abgeschiedenen Hafenstadt bleiben und eine Position erlangen, in der es niemanden verwunderte, wenn sie ein Gefolge um sich sammelte. Sie alle sollten Drachene elfen sein, auch wenn sie sich hier als Söldner, Zureiter oder Kammerzofen ausgeben würden. Bidayn hatte dem Goldenen einige Namen von Drachene elfen genannt, die sie an ihrer Seite haben wollte. Wann sie kommen würden, wusste sie nicht.

Die Elfe passierte das unverschlossene Stadttor. Rechts und links des Tores führten zwei Rampen zu den breiten Wehrgängen der Mauer. Uttika war eine seltsame Stadt. Eine Stadt ohne Stufen. Der ganze Küstenstreifen stand unter der Herrschaft der Bronzeschilde. So nannte sich eine Kentaurenhorde, die ganz anders als ihre kleineren Brüder in der Steppe massige Leiber hatten und an schwere Kutschpferde erinnerten. Ihr Fürst Sekander hatte schon vor langer Zeit ein Gesetz erlassen, dass jeder Ort entlang der Küste für Kentauren erreichbar sein musste. Und so baute man Städte ohne Treppen. Allenfalls in den kleinen Häusern und Wohnhöhlen von Kobolden fanden sich ein paar Stufen. Jeder Ort von Bedeutung aber war durch Rampen zu erreichen. Auch waren fast alle Türen so bemessen, dass die drei Schritt hohen Pferdemenner sie mühelos durchqueren konnten.

Das Morgenlicht überhauchte die weiß getünchten Wände der Häuser mit einem zarten rosa Schleier. Ein von Kobolden geführter Karren mit einem riesigen Fass darauf rumpelte an Bidayn vorüber. Er hielt vor jeder Tür, um den Inhalt der Nachttöpfe aufzunehmen, die von Hausdienern herausgereicht wurden. In der ersten Morgenstunde gehörte die Stadt ganz den Kobolden. Und sie entfernten nicht nur den Unrat der Nacht: Auf kleinen Handwagen brachten sie Feldfrüchte auf den Markt, fegten mit Reisisbesen die gepflasterten Straßen, sprengten Wasser auf die Wege, um die Hitze des Tages ein wenig länger zurückzuhalten, backten Brot und bereiteten ihren Herrschaften die ersten Speisen des Tages.

Bidayn würdigte die Dienerschaft kaum eines Blickes. Sie harderte stumm damit, weiterhin hier im Verborgenen, am Ende der Welt leben zu müssen. Natürlich würde sie den Befehlen des Goldenen gehorchen, aber ihr Leben als Drachene elfe verlief ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie hatte Großes vollbracht – doch darüber, was sie auf Nangog getan hatten, durfte nicht gesprochen werden. Und so war sie keine strahlende Heldin. Ganz

im Gegenteil, in der vergangenen Nacht hatte sie einen weiteren Schritt in die Dunkelheit getan.

Sie bog in eine Seitengasse ab. Ein streunender Hund mit einer toten Ratte im Maul huschte eilig vor ihr davon. Die Pforte zum Hinterhof von Shanadeens Residenz stand weit offen. Es war der Eingang für Personal. Hierher wurden auch die Waren vom Hafen gebracht, die sich in den beiden langen Speicherhäusern, die den Hof flankierten, bis unter die Deckenbalken stapelten. Seidenstoffe aus dem fernen Haiwanan, Trockenfleisch und Felle aus dem Banne Tyr, Honigfässer und Bernstein aus Carandamon, Fischöl aus dem Waldmeer, Korallen, gesammelt von den traumlesenden Apsaras der Lotussee. Schätze aus ganz Albenmark wurden hier verwahrt. Graumur, der in die Jahre gekommene Minotaur, der Shanadeens Leibwache befehligte, saß im Schatten des Löwenbrunnens und schärfte mit langsamen Strichen seine Axt. Überrascht sah er ihr entgegen. Seine Nüstern blähten sich, als er misstrauisch witternd Luft einsog.

Bidayn fragte sich, ob ihr noch etwas vom Wohlgeruch des Goldenen anhaftete. Graumur konnte nicht wissen, was für ein Duft das war. Er würde es für ein exotisches Parfüm halten.

»Lange Nacht gehabt, Kleine«, murmelte er, und Schalk spiegelte sich in seinen Augen.

Die Elfe nickte nur und ging geradewegs auf die Tür zum verbotenen Zimmer des Kontors zu.

»Du weißt, dass er das nicht mag«, warnte sie der Minotaur.

Ihr war egal, was Shanadeen mochte. Sie würde von heute an die Herrin dieses Hauses sein. Entschlossen öffnete sie die Tür. Die eiserne Klinke war noch kühl vom Odem der Nacht. Sie wusste, dass sie Shanadeen dort finden würde. Im Kontor, dem allein ihm vorbehaltenen Raum, mit seinen Rechnungsbüchern und den geheimnisumrankten Schätzen, die ihm sein erster Kapitän Alarion von Reisen in die fernsten Weltengegenden mitbrachte. Shanadeen kam jeden Morgen noch vor Sonnenaufgang hierher. Jene

Nevenyll, die sich von der Klippe in den Tod gestürzt hatte, war vor langer Zeit sein Weib gewesen. Er hatte sie in den Tod getrieben. Bidayn vermutete, dass es nicht einmal böse Absicht gewesen war. Shanadeen liebte seine Zahlen und Kostbarkeiten mehr als lebendige Dinge, ausgenommen seine beiden Töchter Lydaine und Farella vielleicht.

Er blickte ärgerlich auf, als sie eintrat. Bidayn, die nie zuvor hier gewesen war, beachtete ihn nicht, sondern sah sich ruhig um. Das Kontor war so groß wie eine kleine Lagerhalle. Mindestens zehn Schritt lang und etwa vier breit. Ein unheimliches, magisches Licht erfüllte den Raum. Seine Wände waren bedeckt mit Schränken, deren Türen aus Glas gefertigt waren. Barinesteine, wie sie die Zwerge in ihren unterirdischen Städten nutzten, leuchteten durch gläserne Regale. Es gab ausgestopfte Tiere, Drachenzähne, seltene Eier, merkwürdige Waffen. Das verbotene Zimmer war halb Kuriositätenkabinett und halb Schatzkammer. Auf dem Tisch in der Mitte des Raumes lagen drei aufgeschlagene Bücher. Lange Reihen mit Zahlen füllten ihre Seiten.

Bidayn zog die Türe hinter sich zu. Immer noch betrachtete sie die obskuren Schätze des Kaufherrn. In einem Glaszylinder schwamm eine abgeschnittene Hand, größer noch als die Hand eines Trolls oder Minotaurs.

»Du weißt, dass du nicht hierherkommen darfst!«, stellte Shanadeen sachlich fest. Der Kaufherr hatte über den Büchern mit den Zahlen gesessen. Nun erhob er sich. Er war hochgewachsen, doch dürr. Sein schmales Gesicht war geprägt von einem Feuer, das ihn verzehrte. Unter seiner Dienerschaft gab es viel Gerede. Es hieß, er und Alarion hätten die Apsaras, die Traumleserinnen der Lotussee, besucht und die Eisbärte, rebellische, blutgierige Kobolde, die den Zwergen von Ishaven ihre Schätze raubten. Er spürte jedem Mysterium nach! Nie betrat der Händlerfürst für seine Reisen das Goldene Netz. Er reiste per Schiff oder in Karawanen über das Land. So viele Geschichten hatte Bidayn in den

vergangenen Wochen über ihn gehört. Er kannte die Hexerfürsten der Lamassu, hieß es, und war angeblich auch in den Hallen des Trollkönigs der Snaiwamark gewesen. Welches Geheimnis er aber mit solcher Ausdauer suchte, wusste niemand. Freilich wurde geflüstert. Die meisten vermuteten, es habe mit dem Tod Nevenylls zu tun und damit, dass seine beiden Töchter seit dem Freitod ihrer Mutter nicht mehr wuchsen und auch, trotz ihres stattlichen Alters, ihr kindliches Gemüt nicht ablegten. Es schien, als wäre für die beiden die Zeit stehen geblieben.

Der Kaufherr legte die Feder, die er in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch. »Dein Dienst in diesem Hause endet hiermit, Bidayn. Du wirst deine Sachen packen und noch in dieser Stunde aus der Stadt verschwinden. Solltest du meinen Befehlen nicht Folge leisten, wird dir Graumur auf den Weg helfen.«

Bidayn nahm seinen Rausschmiss mit einem Lächeln entgegen. Sie hob lasziv beide Hände zum Nacken, hob ihre Haare und öffnete den Verschluss ihres ärmellosen, weißen Kleides, sodass es ihr bis auf die Hüften hinabfiel. »Du willst mich nicht gehen lassen, du willst mich heiraten, Shanadeen«, sagte sie mit gurrender Stimme und ging langsam auf ihn zu.

Auf den Wangen des Kaufherrn zeigten sich rote Flecken. Eine steile Zornesfalte erschien zwischen seinen Brauen. »Bedecke dich!«

»Ist hier zwischen all diesen Dingen zu sitzen wirklich besser, als bei einer Frau zu liegen?«

»Du weißt nicht ...«

Sie strich sich über ihre kleinen, vollen Brüste und hob sie mit den Händen leicht an. »Koste von diesen Früchten. Sie werden dich deine Trauer vergessen lassen.«

Der Kaufherr schüttelte sacht den Kopf. Er hatte einen verkniffenen, schmalen Mund, über den sich eine Nase erhob, die an einen Raubvogelschnabel erinnerte. Spitz, leicht gekrümmt. Er schnieft leicht, und ein grausamer Glanz trat in seine grauen

Augen. »Hat dir je ein Mann beigelegen, der nicht volltrunken war, Bidayn? Du weißt um deinen Geruch, nicht wahr? Kannst du dir vorstellen, wie oft Lydaine und Farella mich darum gebeten haben, dich fortzuschicken, weil sie den Verwesungsgeruch, der dich umgibt, kaum ertragen können. Jeder in diesem Hause spottet über dich. Die Kobolde nennen dich die Grabfrau und gehen dir aus dem Weg. Selbst die Rosenseife, mit der du dich so leidenschaftlich wäschst, vermag diesen Geruch nicht zu besiegen. Graumur, der sehr offen wird, wenn er trinkt, hat sich einmal dazu verstiegen, mir anzuvertrauen, dass er lieber ein Astloch ficken würde als dich. Ich hatte bisher Mitleid mit dir, Bidayn. Doch das hast du gerade zerstört. Offensichtlich ist es dein Hirn, das fault und den üblen Gestank verbreitet. Und nun nimm deine Sachen und mach dich davon, sonst lasse ich dich aus meinem Haus peitschen!«

»So leidenschaftlich kenne ich dich gar nicht, Shanadeen«, spottete Bidayn. »Hast du dich je gefragt, warum mir der Duft des Grabes anhaftet? Die Antwort ist einfach. Ich bin der Tod.« Mit diesen Worten drehte sie sich um und beobachtete das Gesicht des Kaufherrn in der spiegelnden Glasscheibe vor sich. Erst war er überrascht vom Anblick der Tätowierung. Dann plötzlich begriff er, was das prächtige Drachenbild auf ihrem Rücken zu bedeuten hatte, und sein Antlitz wurde zu einer Maske blanken Entsetzens.

»Du bist keine ...«

Bidayn wandte sich ihm wieder zu. »Doch, ich bin eine. Schau her!« Sie sprach ein Wort der Macht und hob ihre Hände vors Gesicht. Sie dachte an Tuwatis, den Bewahrer der Tiefen Gewölbe, jenen Išta-Priester aus der Goldenen Stadt, bei dessen Ermordung sie mitgewirkt hatte. Sie würde ihn niemals vergessen – er war der erste Mann, mit dem sie das Lager geteilt hatte. Immer noch überkam sie Ekel, wenn sie an ihn dachte. Ihre Finger tasteten über ihre Gesichtsknochen, pressten, formten. Als sie die Hände sinken ließ, hatte sich ihr Antlitz völlig verändert. Sie sah nun aus wie Tuwatis.

»Es ist der Wunsch des Goldenen, dass ich dein Weib werde. Doch ich sehe schon, dass du kein Mann bist, der den Frauen nachstellt. Ich werde dich töten und deine Gestalt annehmen. Und was sagtest du gleich über Lydaine und Farella? Sie haben über meinen Gestank gespottet? Nun, das Spotten soll ihnen vergehen.« Sie zeigte auf eine der dicken Glasscheiben der Schränke. »Ich werde eine Kiste aus Glas fertigen lassen, Lydaine darin einsperren und die Kiste dann langsam voll Wasser laufen lassen. Und die feinfühligere Farella wird dabei zusehen, wie ihre Schwester ertrinkt. Danach werde ich sie an einen Ort bringen, der ihre Nase weit mehr beleidigen wird als der Geruch, der mir anhaftet. Du weißt sicher, wie begierig Bromgar, der König der Trolle, darauf ist, sich hübsche Elfensklavinnen zu halten. Er wird mir Farellas Gewicht in Gold aufwiegen.«

Shanadeen war binnen Augenblicken um Jahrzehnte gealtert. Seine Augen hatten ihren Glanz verloren. Sein Gesicht wirkte eingefallen, und überdeutlich trat das Netz der feinen Falten um seine Augen hervor. »Entschuldigt, Herrin. Ich ahnte nicht, wer Ihr seid. Es tut mir leid ...«

Bidayn lachte auf. »Du sagst Entschuldigung und glaubst, damit sei es getan? Wie nanntest du mich eben noch? Die Grabfrau? Und du wolltest mich aus deinem vornehmen Haus peitschen lassen.«

»Bitte, Herrin ...« Der stolze Kaufherr kniete vor ihr nieder. »Nehmt mein Leben. Aber verschont meine Kinder. Sie sind unschuldig. Sie ...«

»Also willst du mein Ehemann werden und einen jeden in dieser Stadt davon überzeugen, dass dich unbändige Liebe zum Kindermädchen deiner Töchter ergriffen hat?« Bidayn schnalzte mit der Zunge. »Ich glaube, über uns beide wird schon bald sehr viel getratscht werden. Und ich hoffe, du bist gut im Bett. Sonst muss ich dir schon bald Hörner aufsetzen. Was den Tratsch noch einmal befeuern wird ...«

Wieder schoss ihm das Blut in die Wangen. Er war prude und

langweilig, dachte Bidayn ärgerlich. Der alte, geile Bock und das Kindermädchen. Diese Geschichte würden die Leute der Stadt nur allzu gerne glauben. Und sie würde über Nacht zu Macht und Einfluss gelangen. Niemand würde sich wundern, wenn sie bald einige eigene Bedienstete anstellte und sich so heimlich ihren Zirkel von Mördern erschuf.

»Ich schlage vor, wir gehen nun ins Haus und verkünden unsere Hochzeitspläne. Was denkst du, wann sollen wir heiraten, Liebster? In drei Tagen? Oder in einer Woche?«

»Bitte ... ich ... Es wäre nicht klug, es zu überstürzen.« Shanadeen wirkte nun etwas gefasster. »Versteh mich nicht falsch. Ich bitte nur um Zeit, damit unsere Geschichte glaubwürdiger erscheint. Ich weiß nicht, was dich hierher nach Uttika geführt hat, und ich will es auch gar nicht erfahren, aber ich vermute doch, dass du kein Aufsehen erregen willst. Ich habe hier viele Geschäftsfreunde, und sie kennen mich als einen Mann, der schon seit Langem den Frauen nicht mehr zugetan ist. Wenn ich nun plötzlich heirate, dann mag das einigen seltsam vorkommen.«

»Du bevorzugst also meinen anderen Vorschlag?« Bidayn genoss es, ihn erneut erbleichen zu sehen. »Ich glaube, ich könnte recht überzeugend deinen Platz einnehmen.«

»Es genügt nicht, allein auszusehen wie ich!«, entgegnete Shanadeen überraschend kämpferisch. »Ohne zu wissen, was ich weiß, wirst du keinen Tag bestehen. Meine Geschäftsfreunde werden schnell merken, dass sich Shanadeen plötzlich nicht mehr an vergangene Gespräche und an alte Absprachen erinnert. Und sie werden sich fragen, warum das so ist. Und dann werden sie deinen Geruch bemerken ...«

Bidayn schürzte die Lippen. »Es ist nicht nett, immer auf dem Duft deiner Zukünftigen herumzureiten. Und was das Übrige angeht: Hast du vergessen, was ich bin? Ich nehme mir nicht nur dein Aussehen. Ich werde auch jede deiner Erinnerungen stehlen. Wir Drachenelfen sind die auserwählten Diener der Himmels-

schlangen. Wir sind vollkommen in allem, was wir tun. Und glaube mir, Shanadeen, du kannst dir nicht einmal in deinen wildesten Albträumen ausmalen, wozu wir in der Lage sind. Also reize mich nicht! Ich werde meine Warnung nicht wiederholen.« Sie bedachte ihn mit einem freundlichen Lächeln. »Genug der Unerfreulichkeiten. Gehen wir nun hinaus und lassen wir deine Dienerschaft von unserem neuen Liebesglück wissen. Mach nicht so ein Gesicht. Bedenke, du hast mir gerade dein Herz geschenkt. Du willst doch überzeugend sein, nicht wahr?«

»Natürlich!« Der Kaufherr zwang sich zu einem recht kläglichen Lächeln und ging zur Tür.

»Du schätzt Graumur, nicht wahr? Er steht schon lange in deinen Diensten und trägt die Narben mancher Schlacht auf seinen Armen und in seinem Gesicht. Er ist einer, der bei Gefahr nicht davonläuft. Warne ihn nicht! Es täte mir leid, ihn zu töten.«

Shanadeen richtete sich auf.

Hatte sie mit ihrem Verdacht richtiggelegen? Die Tür schwang auf. Helles Morgenlicht überflutete den Hinterhof. Der Minotaur stand an die gegenüberliegende Mauer gelehnt. Er hielt seine massige Streitaxt lässig gegen die Schulter gelehnt, doch Bidayn vermochte er nicht zu täuschen. Sie sah seine Anspannung. Den fragenden Blick. Nie zuvor hatte jemand seinen Herrn in dessen Schatzkammer stören dürfen. Jeder im Haus wusste, dass für dieses Vergehen die schwersten Strafen angedroht worden waren.

»Morgen, Graumur«, sagte Shanadeen steif. »Schöner Tag, nicht wahr?«

Der Minotaur legte den Kopf schief. Es war offensichtlich, dass sein Herr ihn so noch nie begrüßt hatte.

Shanadeen reichte ihr den Arm, und Bidayn hakte sich überrascht ein. Der Alte machte seine Sache besser, als sie erwartet hatte.

»Bald wird sich im Haus einiges ändern«, erklärte der Kaufherr dem sichtlich verwunderten Krieger. »Es wird ein großes Fest geben, und ich verspreche dir ein Fass Met für dich ganz allein.«

Graumur sah ihnen verwundert nach, während sie durch die kleine Tür traten, hinter der ein langer Flur tief ins Herrenhaus führte. Shanadeen löste seinen Arm. Es war hier zu eng, als dass sie bequem hätten nebeneinander gehen können.

Er hielt sich noch immer sehr gerade. Keine Geste verriet, was er dachte, doch Bidayn war sich ganz sicher, dass er sie hintergehen würde, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Über kurz oder lang würde sie ihn loswerden müssen. Aber erst einmal würden sie eine Weile das verliebte Paar spielen.

Sie erreichten die Tür zur Küche. Die Mädchen frühstückten meist hier. So oft hatte Bidayn in den letzten Wochen hier gegessen und den immer gleichen kindlichen Scherzen gelauscht. Über Kruppa, die kleine, rundliche Koboldköchin, die die unumschränkte Herrscherin der Küche war, über Maya, ihre zierliche Tochter, die seit sie Kentauren in den Weg gekommen war, die sich in den engen Gassen der Stadt ein wildes Wettrennen geliefert hatten, ein Holzbein besaß. Über Graumur, der durch das kleine Fenster zum Hof jeden Morgen schweißüberströmt nach einem Humpen Bier fragte, wenn er seine Schattenkampfübungen mit der großen Axt abgeschlossen hatte. Und jeden Morgen zeterte Kruppa, dass er ein nichtsnutziger Säufer sei, nur um ihm zuletzt doch seinen Humpen zu geben.

Bidayn war ein Teil von alldem geworden. Es war fast ein Zuhause. Sie schob den sentimental Gedanken zur Seite. Dies alles hier war nur ihre Tarnung. Etwas, das sie und ihre wirklichen Absichten verbarg, so wie sie ein dunkler Umhang bei Nacht verbarg. Sie sollte keine Gefühle für diesen Ort und seine Bewohner empfinden.

Shanadeen trat als Erster in die Küche und wurde mit Gekicher und fröhlichen Morgengrüßen von Lydaine und Farella empfangen. »Ich habe euch eine wichtige Mitteilung zu machen«, unterbrach er seine Töchter in feierlichem Tonfall. »Ich weiß nicht, ob es den wachsamen Augen meines Personals nicht ohnehin schon

offenbar wurde.« Bei diesen Worten bedachte er die Köchin Kruppa mit einem scharfen Blick. »Seit einigen Wochen sind Bidayn und ich uns sehr zugetan, und ich gestehe freimütig, dass es weniger ihre Referenzen als vielmehr ihre Schönheit war, die mich dazu veranlasst hatte, ihr eine Anstellung in diesem Hause zu geben.«

Kruppa und ihrer Tochter Maya klappte vor Staunen der Mund auf, wohingegen die beiden Mädchen noch nicht begriffen, worauf diese Rede hinauslaufen würde.

»Wie ihr wisst, bin ich kein Mann vieler Worte, und Heimlichkeiten sind mir ein Gräuel. Bevor es Gerede darüber gibt, ob ich zärtliche Bande zu unserem Kindermädchen unterhalte, sage ich es lieber offen heraus: Wir sind verliebt und werden heiraten.«

»Wunderbar! Ganz wunderbar!«, platzte es aus Maya heraus, die auf ihrem Holzbein quer durch die Küche stakste und sich erst im letzten Augenblick bewusst wurde, dass es einer Kobolddienerin nicht zustand, begeistert die Beine ihres Elfenherren zu umarmen.

Bidayn war zufrieden. Shanadeen hatte tatsächlich schauspielerisches Talent bewiesen. Kruppa musterte sie zwar misstrauisch, wagte aber kein Wort zu sagen.

»Sie wird dann unsere Mutter?« Die blonde Lydaine ließ den Löffel in ihre Schale mit Hirsebrei fallen und schnitt eine Grimasse. »Du kannst sie nicht heiraten, Vater. Sie stinkt schlimmer als ein toter Fisch. Ich möchte nicht, dass sie in deinem Bett liegt und du auch so riechst.«

Shanadeen räusperte sich verlegen und suchte noch nach Worten, als Bidayn ihm zuvorkam. »Weißt du, meine Kleine, es sind Lügen, die uns hässlich machen und manchmal sogar stinken lassen. Von nun an sagen wir uns immer nur noch die Wahrheit.« Sie ging in die Hocke und weitete die Arme. »Komm her, und du wirst feststellen, dass mein Gestank verflogen ist.«

Lydaine schüttelte den Kopf. »Du bist nicht meine Mutter. Ich will dich nicht!«

»Und du, Farella?« Bidayn stand auf. Das Mädchen saß an der ihr zugewandten Seite des großen Küchentischs. Sie war die stillere der beiden, mit schwarzem Haar und Augen wie Abgründe. Sie liebte es, Weiß zu tragen, wohingegen Lydaine sich gar nicht bunt genug anziehen konnte. Bidayn hatte Farella immer lieber gemocht. Sie trat an ihre Seite und strich ihr sanft übers Haar. »Und, stinke ich noch?«

Das Mädchen schnupperte übertrieben laut, als wäre sie ein Jagdhund, der Witterung aufgenommen hatte. Dann schüttelte sie den Kopf. »Du riechst gut«, sagte sie verblüfft. »Sehr gut!« Sie legte den Kopf an ihre Brust und schnupperte weiter. »Toll!«

Offenbar haftete ihr noch etwas von dem Wohlgeruch des Goldenen an, dachte Bidayn zufrieden. Nun stand auch Lydaine auf und kam zu ihr herüber. Obwohl sie sonst immer eher stürmisch war, näherte sie sich vorsichtig, übertrieben laut atmend. Verwundert runzelte sie die Stirn. Schließlich umarmte sie Bidayn, vergrub das Gesicht unter ihrer Achsel und gab gurrende Laute, wie eine zufriedene Taube, von sich. »Du riechst wirklich so gut!«

Die Elfe streichelte die Kinder über die nackten Arme. Ihre Haut war so zart! Bald schon gehörten sie ihr. Natürlich würde sie die beiden niemals ertränken oder an den Trollkönig Bromgar verschachern. Dazu waren sie zu kostbar! Sie hatten so wunderbar zarte Haut.

U EBER DEN WOLKEN

Der Sturm ließ die Scheiben in den Bleifassungen klirren. Nabor hielt den Blick gesenkt, starrte auf die viel zu großen, unförmigen Stiefel, in die er gekrochen war und die die Kälte des Himmels doch nicht fernhalten konnten. Der alte Lotse vermochte sich nicht zu erinnern, jemals in seinem Leben so sehr gefroren zu haben. Aber es war nicht die Kälte allein, die ihm ins Mark gedrungen

war. Da draußen war etwas am Himmel. Etwas, das man besser nicht zu Gesicht bekam. Es blieb verborgen hinter den von Eisblumen überzogenen Scheiben, durch die nur ab und an das Licht ferner Blitze drang.

Es war Eitelkeit, die ihn hierhergebracht hatte. Dabei war er nie ein eitler Mensch gewesen. Die Himmelspiraten von Tarkon Eisenzunge hatten sein Schiff gekapert und ihn in die Wolkenstadt gebracht, das geheime Versteck, nach dem die Unsterblichen schon so lange suchten. Die Piraten hatten ihn mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Tarkon persönlich hatte ihn zu einem Abendmahl geladen. Der Piratenfürst war ganz anders gewesen, als er ihn sich vorgestellt hatte: kultiviert, umgänglich, ein Mann, der gerne lachte und die Musik liebte. Jetzt, im Nachhinein, war Nabor klar, dass Tarkon ihn umgarnt hatte wie eine schöne Frau, die man zu einer leidenschaftlichen Nacht verführen wollte. Zu später Stunde, als sie schon reichlich Wein getrunken hatten, war der Pirat mit seiner Bitte herausgerückt. Nabor sollte einen anderen Lotsen ersetzen, Veccio, einen unsympathischen Valusier, der nicht viele Freunde in der Gilde hatte.

Einem Lotsen sein Kommando zu stehlen war so ziemlich der schlimmste Affront, den man als Wolkenschiffer begehen konnte. Nabor hatte gezögert und sich Bedenkzeit ausgeben, die Tarkon ihm auch großzügig gewährte, allerdings nicht ohne die Besonderheiten dieser Reise in den schillerndsten Farben zu schildern. Es sollte hoch in den Norden gehen. In Gebiete, die nicht kartographiert waren und in die noch niemals zuvor eine Expedition vorgestoßen war. Er behauptete sogar, Nangog selbst, die Große Göttin, wolle diese Reise und habe sie unter ihren Segen gestellt. Barnaba, ihr wichtigster Prediger, sollte die Expedition anführen.

Am nächsten Morgen hatte Nabor mit eigenen Augen gesehen, wie sich diesem Barnaba die Schreckenskreaturen, die nach dem großen Beben überall auf der Welt erschienen waren, unterwarfen, als wären sie zahme Hündchen. Eine Bestie, halb Weib, halb

Geier, war ständig um den Prediger herum und beäugte jeden miss-
trauisch, der sich ihm näherte.

Auch Barnaba war voller Enthusiasmus gewesen. Sie würden
eines der größten Geheimnisse der Göttin aufdecken.

Aber es war *Wind vor regenschwerem Horizont im Frühlingmorgenlicht über dem Grünen Meer* gewesen, der den Ausschlag gegeben hatte. Der Wolkensammler, mit dem sie reisen sollten, war einer der ganz alten unter jenen riesigen Geschöpfen, die lautlos durch die Himmel der Neuen Welt glitten. Nabor hatte schon oft von ihm gehört. Er galt als weise. Und *Wind vor regenschwerem Horizont* hatte auch von ihm schon gehört. Verfluchte Eitelkeit! Der Wolkensammler hatte ihn freundlich willkommen geheißen, als er an Bord des Schiffes gekommen war, um mit ihm Kontakt aufzunehmen. Nabor war überwältigt gewesen, als er feststellen musste, dass *Wind vor regenschwerem Horizont* ihn kannte. Der Lotse hatte sich nie für sonderlich bedeutend gehalten, auch wenn er gelegentlich das Palastschiff des Unsterblichen Aaron durch den Himmel Nangogs geführt hatte. Die Wolkensammler hatten ihm sogar einen Namen gegeben. *Herz voller Lieder* war die Kurzfassung davon, denn die riesigen Himmelsreisenden liebten es, Namen zu vergeben, die zwar meist überaus treffend waren, aber so lang, dass kein Menschenkind sie sich merken konnte. Als *Wind vor regenschwerem Horizont* ihn bat, als Lotse an Bord zu kommen, war Nabor eingeknickt und hatte willig den immerwährenden Groll des Valusiers Veccio in Kauf genommen. Der Lotse war, begleitet von Tarkon, ohne ein böses Wort von Bord gegangen. Doch in einem Augenblick, als er sich unbeobachtet fühlte, hatte er Nabor mit Blicken bedacht, in denen blanke Mordlust gestanden hatte. Veccio war es hier nicht um ein Abenteuer oder um das Erstellen neuer Karten gegangen. Er hatte von dem Ruhm geträumt, den diese Reise bringen würde.

Eine neuerliche Sturmbö ließ die Scheiben der kleinen Lotsenkanel unter dem Schiffsrumpf klirrend erbeben. Gabott, sein

kleiner Affe, stieß einen schrillen Schrei aus und kletterte von seiner Schulter hinab zur Armbeuge. Zitternd schob er seinen Kopf unter Nabors Achsel. Auch Gabott wusste, dass man nicht hinschauen durfte. Er gab leise, wimmernde Laute von sich. Er spürte sie ... Die dort draußen im Himmel, wo es eigentlich nichts geben dürfte außer Wind und Wolken.

Nabor hätte ahnen müssen, dass diese Reise unter keinem guten Stern stand, als die Geierfrau vor zwei Tagen das Schiff verlassen hatte. Sie hatte ganz ihren Instinkten gehorcht und war nicht von Eitelkeit, Gier oder was sonst auch verblendet. Nicht wie die Männer der Besatzung dieses verfluchten Schiffes. Sie alle hofften im hohen Norden etwas zu finden, das ihr Leben wieder in die rechte Bahn lenken würde.

Nabor rieb fröstelnd seine Hände über die Arme. Eiskristalle begannen nun sogar auf der Innenseite der kleinen, runden Glas-scheiben im Gitterwerk aus Blei zu wuchern. Plötzlich war da ein Geräusch ... Etwas, das nicht in das Muster der wohlvertrauten Geräusche des riesigen Wolkenschiffes passte, zum Heulen des Windes in der Takelage und zum Knacken des Holzes, das in der eisigen Kälte arbeitete. Es war ein Laut, den es viele tausend Schritt über dem Boden nicht hätte geben dürfen. Etwas kratzte über das Eis der Scheiben hinter Nabor.

Nabor drehte sich hastig um. Vier dunkle, parallel verlaufende Linien zerteilten direkt vor ihm die Eiskruste auf dem Bleiglasfenster. Er keuchte. »Dafür gibt es eine Erklärung«, stammelte er, nur um eine Stimme zu hören. »Ein Stück Eis hat sich vom Rumpf gelöst und ist hier vorbeigeschrabbt.« Er wusste nur zu gut, dass er Unsinn redete. Niemals würde so ein Stück Eis vier dünne, parallel laufende Schrammen wie von einer Krallenhand auf dem Fenster hinterlassen. Aber hier oben durfte es auch nichts mit Krallen geben!

Gabott stieß einen schrillen, fiependen Laut unter seiner Achsel aus.

Die Linien wurden länger! Dahinter lag nichts als die Schwärze der Nacht!

Erschrocken wich Nabor zurück, soweit das in der engen Lotsenkanzel möglich war. Die Linien trafen auf einen der dünnen Balken der Bleifassung. Wölbte sich das Blei nach innen? Drückte da etwas die Fassung heraus?

Nabor riss sich von dem Anblick los und sah wieder auf seine Stiefel. Alte Erinnerungen beschlichen ihn. Geschichten aus seiner Kindheit. Erzählungen von bösen Meeresgeistern, die auf dem Sturmwind ritten und nur dann Gestalt annahmen, wenn der Himmel so in Aufruhr war wie in dieser Nacht. Geboren aus Sturmwind und Blitzen zogen sie dicht über die Gischtdecken der Wellen, um Unheil zu stiften. Mal zeigten sie sich nur als flackerndes Licht an Schiffsmasten, mal kamen sie, um den Steuermann über Bord zu zerren oder einen leichtfertigen Schiffsjungen von seinem Ausguck auf dem Mast zu stoßen. Angst ließ sie mächtiger werden. Das Schlimmste war, sie anzuschauen. Ihr Anblick ließ ein Herz so sehr verzagen, dass es aufhörte zu schlagen.

Wieder kratzte etwas über die Scheibe. Nabor sah diesmal nicht hin! Der Sturm würde vorüberziehen und mit ihm das Geschöpf dort draußen, das keine Armeslänge entfernt hinter einer dünnen Glaswand auf ihn wartete.

Nabor streckte seine Hand tastend zur Seite. Dort war die Leiter, die hoch in den wuchtigen Rumpf des Wolkenschiffs führte. Er musste sich ein wenig drehen, um in die Sprossen zu greifen und hinaufzusteigen, wie er es schon unzählige Male getan hatte, seit sein Leben dem Himmel über Nangog gehörte. Aber Nabor konnte nicht. Etwas lähmte seinen Willen. Dieses Ding dort draußen wollte ihn hier in der Lotsenkanzel behalten, denn hier konnte es zu ihm gelangen. Es wollte ihn holen ... Sie alle hier an Bord wollte es holen. Aber ihn hatte es als sein erstes Opfer erwählt!

Bekommen dachte er an die einzige unheimliche Geschichte, die er über die Reisen am Himmel dieser fremden Welt gehört

hatte: über Schiffe, die voller Toter lagen, von denen kein einziger eine sichtbare Wunde aufwies. Sein Blick glitt zu den Schrammen im Eis. Dieses Geschöpf würde Wunden hinterlassen!

Weiter oben im Rumpf wäre er vielleicht in Sicherheit. Nabors Rechte tastete über den glatt polierten Holm der Leiter. Unter den Fingerkuppen fühlte er die Wurzel des Schiffsbaums, die an der Leiter hinabgewachsen war. Spürte die Anwesenheit von *Wind vor regenschwerem Horizont*, jenes riesigen, aufgeblähten Geschöpfs, das an ihr Schiff gefesselt war und es durch den Himmel trug. Der Kreatur, die über ihrer aller Leben wachte, jenem Wolkensammler, der sich stundenlang in der Betrachtung des Blaus des Himmels über ihnen verlieren konnte und der doch von den wenigen Schiffern und Passagieren, die für diese Reise an Bord gegangen waren, mit beinahe ängstlichem Respekt behandelt wurde.

Wind vor regenschwerem Horizont stand mit dem Baum, der auf ihrem Schiff wuchs, in Verbindung; er beherrschte sein Wachstum. Die Wurzeln, die sich zwischen den Planken bis in die entferntesten Winkel des Schiffes gezwängt hatten, waren wie Nervenenden. Der Wolkensammler spürte alles, was hier an Bord geschah. Und wenn Nabor die Wurzeln berührte, dann teilte er mit *Wind vor regenschwerem Horizont* seine Furcht. Das war Nabors Gabe, allerdings erschien sie ihm in Stunden wie diesen wie ein Fluch. Nur wenige Lotsen erfuhren, was ihr Wolkensammler dachte, wenn sie die Wurzeln berührten. Als er nun Kontakt zu den Gedanken des Wolkensammlers aufnahm, fühlte er augenblicklich dessen Furcht vor dem, was dort draußen war. Auch *Wind vor regenschwerem Horizont* kannte die Kreatur nicht, die im Dunkel des Himmels lauerte.

Die Geräusche der Nacht hatten sich verändert: Das Lied des Windes in der Takelage des Schiffes, zwischen den Seilen und den lebenden Tentakeln, die den Schiffsrumpf und den Wolkensammler miteinander verbanden, hatte einen unheimlichen, düsteren Ton angenommen. Einen Ton, der Nabors Herz schneller schlagen

ließ. Der alte Lotse atmete hechelnd. Das lag zum Teil an der dünnen Luft hier hoch oben im Himmel, das wusste er. Doch mehr noch war es seine Angst, die ihn hecheln ließ.

Das Glas knirschte in den Bleifassungen, obwohl diesmal keine Sturmbö gegen die kleine Kanzel angerannt war. Etwas drückte auf das Fenster, das er um keinen Preis der Welt ansehen mochte.

Ein Blitz zerteilte den Horizont. Fahles Licht stach durch die Lotsenkanzel und ließ die unförmigen, braunen Stiefel, auf die der Lotse fest seinen Blick geheftet hatte, so aussehen, als wären auch sie schon von Raureif überzogen. Und inmitten des gleißenden Lichts zeichnete sich deutlich ein Schatten am Boden der Kanzel ab. Eine schmale Hand mit vier überlangen, gekrümmten Fingern. Sie glitt an ihm hoch. Hinweg über den zitternden Leib des Äffchens, das seinen Kopf immer noch unter seiner Achsel verborgen hielt. Hin zu seinem Herzen!

Nabor schrie auf. Das gleißende Licht verblasste, und allein der gelbe Schein der Öllampe über seinem Kopf erhellte noch das kleine Glasgefängnis hoch im Himmel. Die Scheiben waren blind vom Frost. Der Schatten verschwunden.

»Nabor?«

Der Lotse konnte sich nicht rühren. Seine Knie schlotterten. Er war nicht mehr länger Herr seiner Glieder. Da draußen war etwas ... Und es war gekommen, um ihn zu holen!

»Nabor?« Kolja, der vernarbte Leibwächter des Priesters Barnaba, steckte den Kopf durch das Luk, in das die Leiter mündete. »Was ist los mit dir? Du schreist, als würdest du auf dem Speiß ... Bei den Göttern, Mann! Wie siehst du denn aus?«

Kolja streckte ihm seine verbliebene Hand entgegen, doch Nabor war noch immer unfähig, sich zu bewegen. Sein ganzer Körper zitterte. Er musste die Angst bezwingen, die dieses grässliche Ungeheuer hinter der Scheibe nur noch weiter nährte!

»Deine Hand, verdammt! Reich mir deine Hand!«

Nabor konnte nicht.

Fluchend kam Kolja die Leiter hinab, schlang ihm seinen gesunden Arm um den Leib und schob ihn hoch. Er hätte sich festhalten sollen. Hätte helfen sollen, Nabor wusste das, aber er konnte einfach nicht. Knirschend lösten sich seine Stiefel vom hölzernen Boden der Aussichtskanzel. Die Sohlen waren festgefroren. Er hatte kein Gefühl mehr in seinen Füßen, und als er die Zehen krümmen wollte, gehorchten sie ihm nicht. Es war, als wären sie gar nicht mehr da.

Endlich schaffte Kolja es, ihn durch das Luk zum untersten Frachtdeck zu schieben. Nabors Atem ging immer noch hechelnd. Tränen standen ihm in den Augen. Er schämte sich für seine Hilflosigkeit.

Der hünenhafte Drusnier stieg durch das Luk und sah verächtlich auf ihn herab. »Reiß dich zusammen, Mann! Was ist los mit dir?«

Nabor schüttelte nur den Kopf. Da traf ihn eine schallende Ohrfeige.

»Komm zu dir!«, schimpfte Kolja.

Statt zu reden, drückte Nabor nur seinen kleinen Affen. Gabott war ganz steif. Sein Fell struppig. Auch er war völlig ausgekühlt. Der Lotse strich ihm über den Rücken. »Es wird alles wieder gut. Das Ungeheuer ist fort. Hier im Wolkenschiff sind wir in Sicherheit. Es kann uns nichts tun.«

»Du sollst mit mir reden und nicht mit diesem verfluchten Affen!«, grollte Kolja.

»Da war ein Ding, draußen vor den Scheiben ...«, begann Nabor stockend. »Ein Geist mit Krallenhänden. Ein Lebensdieb. Ein Aufhocker oder Wiedergänger. Ein Sturmgeist ... Er wollte ins Schiff hinein.«

Der narbengesichtige Krieger ging neben ihm in die Knie und sah ihn ernst an. »Du siehst wirklich aus, als hättest du einen Geist gesehen. Du bist weiß wie Neuschnee.« Er zog die Narbenwülste zusammen, die seine Brauen ersetzten. Dann streckte er die Hand nach Gabott aus. »Der Affe ist tot.«

Nabor schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein. Das Ding ist nicht durch das Glas gekommen. Es hat uns nicht berührt. Es geht ihm gut.«

»Er hat dir den Wanst vollgeschissen, als er gestorben ist. Hast du das nicht gemerkt?«

»Es geht ihm gut!«, wiederholte Nabor aufgebracht.

Kolja packte das Äffchen und riss es an sich. »Sieh ihn dir an! Der ist stocksteif. Komm zu dir, verdammt!«

Gabotts Augen waren von Raureif überzogen. Nabor schluchzte. Er konnte die Tränen nicht zurückhalten. Sieben Jahre hatte das kleine Äffchen ihn bei seinen Reisen über die Himmel Nangogs begleitet. Unzählige Stunden der Einsamkeit in den gläsernen Lotsenkanzeln unter den Wolkenschiffen hatte Gabott mit ihm geteilt. Wie konnte es sein, dass er tot war? War sein kleines Herz vor Furcht zersprungen?

Nabor dachte an den Schatten der Krallenhand. Er war auf den kleinen Affen gefallen. War das genug gewesen, um Gabotts Leben auszulöschen? Und hätte der Affe nicht auf seiner Brust gekauert und der Schatten wäre über sein Herz hinweggeglitten, würde er dann tot in der Lotsenkanzel liegen?

»Der Sturm lässt nach«, sagte Kolja leise.

Es stimmte. Der unheimliche Gesang des Windes in der Take-lage war fast verstummt.

»Die Geister ziehen davon.« Nabor nahm dem Drusnier den kleinen Affen ab und drückte ihn sich an die Brust. »Für heute sind sie fort. Aber sie werden wiederkommen. Wir sind zu weit nach Norden geflogen. Dieser Himmel ist nicht für Menschen geschaffen. Wir sollten umkehren.«

Kolja seufzte. »Das wird Barnaba nicht gerne hören.«

WANU

Barnaba schlug sich die Arme vor die Brust. Trotz des langen Pelzmantels, den er übergestreift hatte, drang ihm die Kälte des Himmels bis ins Mark. Das Wolken-schiff war in einen fliegenden Eispalast verwandelt. Spröder Raureif hatte das Deck und die Reling überzogen, die Taue, ja, selbst die Tentakel des Wolken-sammlers, die das Schiff umschlungen hielten. Hunderte Eiszapfen hingen von der Takelage. Sobald der Wind auffrischte, wurde der Weg über Deck zum Rumpf zu einem tollkühnen Abenteuer. Jeden Augenblick konnten sich Eiszapfen lösen und in senkrechtem Sturz die Wolken-schiffer durchbohren wie Speere.

Anfangs hatten sie noch gegen die Eiszapfen angekämpft. Barnaba hatte Schiffer hinauf in die Takelage gehetzt, um sie loszuschlagen. Aber nachdem drei Mann verunglückt waren, hatte er aufgegeben. Jetzt musste jeder, der über Deck ging, von einem Schildträger begleitet werden. Sein Schildträger war der mürri-sche Drusnier Kolja. Ihm schien die Kälte nicht viel auszuma-chen. Er erzählte gerne von den Wintern seiner Heimat und dass dort in einer einzigen Nacht so viel Schnee fallen konnte, dass die Türen der Häuser sich nicht mehr öffnen ließen und man durch den Rauchabzug im Giebel steigen musste, um hinauszugelangen. Barnaba war sich nicht sicher, ob er das glauben sollte. Der Priester spürte, dass der einarmige Krieger etwas vor ihm verbarg. Aber Barnaba vertraute auf den Schutz der Grünen Geister, der Göttin und des Wolken-sammlers, der sie so weit nach Norden getragen hatte, obwohl auch er die Kälte und die eisigen Winde fürchtete.

Der Priester blickte zum Horizont. Bald schon würde es wieder dämmern. Die Tage hier im Norden waren viel zu kurz. Irgendwo nördlich von hier lag der Abgrund, in dem er das Traumeis finden würde. Es würde die ganze Welt verändern. Er durfte jetzt nicht nachgeben. Nur ein einziges Mal mussten sie diese Reise schaffen! Er würde ein paar hundert Kristalle ernten, und dann würde er

Nangog in ein Paradies verwandeln. Die Menschen und die Kreaturen der Riesin könnten in Eintracht nebeneinander leben. Und die Devanhar und ihre Handlanger, die Unsterblichen, würden für immer von hier verbannt werden.

Wehmütig dachte er an Ikuška. Er hatte sein Paradies gefunden und das Glück, das ihm widerfahren war, für einen Traum gehalten. Heiße Tränen stiegen ihm in die Augen, wenn er an die wunderschöne Xana dachte und daran, wie sie von den Schergen des Unsterblichen Aaron ermordet worden war. Aaron stürzen zu sehen, dafür würde er jeden Preis zahlen.

Die Tränen gefroren in seinem Bart, so wie sein Atem das dicke Haar mit weißen Eiskristallen überzog. Nun war nicht die Zeit, alte Wunden zu beweinen! Er musste vorangehen. Und dazu brauchte er den Lotsen, der ganz vorne im Rumpf stand und über das verschneite Land tief unter ihnen blickte. Barnaba beobachtete den Alten voller Misstrauen. Nabor weigerte sich, wieder in seine gläserne Kanzel unter dem Schiffsrumpf zu steigen, und das alles wegen eines toten Affen, der auf den Armen seines Herrn erfroren war. Er hätte den Lotsen nicht für so abergläubisch gehalten! Nabor war zwar eigenwillig, aber bislang doch stets vernünftig gewesen. Er hatte sich überreden lassen, dieses fremde Wolkenschiff zu übernehmen, und hatte sie zwar murrend, aber doch sicher in den hohen Norden gebracht. Nabor wusste, wie einzigartig dieses Reise war, und gewiss wollte auch er insgeheim seinen Teil am Ruhm dieses Unternehmens.

Barnaba stellte sich neben den Lotsen, der die Arme vor der Brust verschränkt, bewegungslos verharrte. Kolja, der mit ihm Schritt gehalten hatte, schirmte ihn mit einem schweren, bronzebeschlagenen Schild gegen die Eiszapfen in der Takelage ab. Schweigend sah der Priester über die Reling. Unter ihnen zogen kleine Wolken wie Schafe über den Himmel, und noch viel tiefer erstreckte sich eine tief verschneite Ebene. Weit im Westen zeigte sich das graue Meer. Die Sonne stand nur noch drei Handbreit über

dem Horizont. Allzu schnell würde eine weitere der endlosen Nächte des Nordens beginnen.

»Wann erreichen wir Wanu?«

»Kurz nach Einbruch der Nacht.«

Nabor sah ihn nicht an. Unverwandt blickte er in die Ferne. Seit sein Affe tot war, schien er allen Mumm verloren zu haben. Drei Mal hatte er Barnaba aufgefordert, Befehl zur Umkehr zu geben. Er mochte einfach nicht einsehen, dass sie schon viel zu weit gereist waren, um noch aufzugeben.

»Wie kannst du dir bei dieser eintönigen Landschaft so sicher sein, wo wir sind?«, fragte Kolja.

»Eintönig?« Jetzt drehte Nabor sich doch um. »Das Muster der flachen Hügel verrät mir, wo ich bin. *Wind vor regenschwerem Horizont* hilft mir, mich zu orientieren, aber ganz unverwechselbar ist das, was dort am Horizont wie eine Nebelbank aussieht. Es ist der *Kuñi Unu*. Das ist ein Name aus der Sprache der Zapote. Soviel ich weiß, heißt es warmes Wasser. Der *Kuñi Unu* wird von warmen Quellen gespeist, und er ist der Grund, dass es hier die Stadt Wanu gibt.«

Kolja nickte. »Verstehe, der warme Fluss macht das Leben in der Eiswüste erträglicher. Deshalb haben sie diesen Ort ausgesucht, um hier ihre Stadt zu bauen.«

»Du verstehst es nicht, mein Freund. Die Dinge sind selten so einfach. Auch hier nicht. Die Zapote sind ein seltsames Völkchen. Sie haben auch eine ganz eigene Art von Humor. Das werdet ihr schon noch merken.« Nabor fasste nach seiner Schulter. Ein Muskel unter seinem linken Auge zuckte, als ihm bewusst wurde, was er tat. Dort saß kein Affe mehr, den er streicheln konnte.

Barnaba machte sich Sorgen um den Alten. Ihm war sehr bewusst, dass sie ohne ihn und seinen Einfluss auf *Wind vor regenschwerem Horizont* niemals an das Ziel ihrer Reise gelangen würden. Er musste ihn nehmen, wie er war, und bei Laune halten. »Du warst schon einmal hier, Lotse?«

Nabor schüttelte den Kopf. Misstrauisch blickte er nach oben. Ein leises Klirren lief durch die Eiszapfen über ihnen. Nabor hatte sich nicht mit einem Schild geschützt. Es schien, als wollte er das Schicksal herausfordern.

»Wind?« Kolja klang gehetzt. Und so fühlte sich auch Barnaba. Wenn eine Bö durch die Takelage fuhr, mochten Hunderte Eiszapfen fallen.

»Es ist *Wind vor regenschwerem Horizont*. Er schrumpft. Die Kälte macht ihn kleiner. Das Fluggeschirr passt nicht mehr richtig.« Wieder griff der Alte geistesabwesend nach seiner Schulter. »Unter anderen Umständen würde ich befehlen, die Seile zu strafen, aber so wie die Dinge stehen, sollten wir davon wohl Abstand nehmen. Vielleicht können wir in Wanu etwas tun. Wir sollten das Schiff überholen lassen, bevor wir zurückkehren.« Bei den letzten Worten sah er Barnaba herausfordernd an.

»Wohin wir weitersegeln, zeigt sich dann«, entgegnete der Priester ruhig. »Du wolltest uns mehr von dieser Stadt erzählen?«

»Wie Wanu so ist, zeigt sich dann, wenn wir dort ankommen«, wiederholte Nabor sarkastisch.

»Du magst mich nicht?«, fragte Barnaba geradeheraus.

»Es ist ein Fehler, noch weiter in den Norden zu segeln. Du hast mir gesagt, dort, wo du hinwillst, seien die Träume Nangogs gefroren. Das hörte sich an wie ein Märchen ... Wenn es aber stimmt, dann werden diese Kälte weder Mensch noch Tier überleben. Dein Ehrgeiz wird alle hier an Bord töten.«

Barnaba legte seine Hand auf die dick von Eis überkrustete Reling. Er spürte die Wurzel des Schiffsbaums, die durch das Holz gewachsen war. Der Baum hatte in den letzten Tagen all seine Blätter verloren. Er stellte sich auf den Winter ein, der ihn inmitten des Sommers ereilt hatte. Und durch den Baum spürte Barnaba *Wind vor regenschwerem Horizont im Frühlingsmorgenlicht über dem Grünen Meer*. Der Priester musste lächeln. Selbst das war noch eine Kurzform des wirklichen Namens des Wolkensammlers. Er kannte

ihn. Hatte in ihm geträumt, war von ihm geheilt worden. Er wusste, *Wind vor regenschwerem Horizont* würde ihn bis an sein Ziel bringen, auch wenn Nabor sich das nicht vorstellen konnte. Selbst jetzt, wenn er die Wurzel in der Reling berührte, konnte er die stille Zustimmung der riesigen Kreatur spüren. *Wind vor regenschwerem Horizont* hatte die Notwendigkeit akzeptiert, das Traumeis zu finden, koste es, was es wolle.

Barnaba spürte, wie der Wolkensammler sank. Bald schon glitten sie durch die wenigen Wolken. Die Eiswüste lag vielleicht noch zweitausend Schritt unter ihnen. Schnell breitete die Nacht ihre weiten Flügel über den Horizont. Im westlichen Abendrot erkannte der Priester zwei Ankertürme. Das war wenig, auch für eine kleine Stadt.

Träge glitten die Nebelschwaden über den Kuñi Unu. Barnaba konnte darunter kaum das dunkle Wasser erkennen. Dafür entdeckte er eine feine, schlammfarbene Linie, die sich in weitem Bogen von den Ankertürmen hin zum Fluss schwang und an seinem jenseitigen Ufer weiter nach Osten führte. »Eine Straße?«, sagte er halblaut.

»Sie führt zu einem Weltentor«, antwortete Nabor knapp.

»Ich dachte, alle Wege führen durch das Tor in der Goldenen Stadt«, mischte sich Kolja ein, der immer noch den schweren Schild hochhielt.

»Fast alle.« Nabor wollte erneut nach seiner Schulter greifen, doch diesmal wurde er sich bewusst, was er tat, und zupfte verlegen mit Daumen und Zeigefinger an seiner Nasenspitze, als wäre dies das Ziel seiner unruhigen Hand gewesen. »Einige wenige Orte liegen zu weit abseits der Karawanenrouten, schiffbarer Seewege oder der weiten Himmelsstraßen der Wolkensammler. Zu ihnen haben die Götter Tore geöffnet. Wanu ist so ein Ort. Normalerweise kommen Wolkensammler nicht hierher, deshalb gibt es nur zwei Ankertürme. Und doch ist die Stadt von größter Bedeutung für die Zapote. Alle Bergstämme müssen Arbeiter stellen, die hierhergebracht werden, um das Weiße Gold zu ernten.«

»Weißes Gold?« Kolja wirkte plötzlich überaus interessiert.

»Ich glaube nicht, dass du dir daran die Hände schmutzig machen würdest«, entgegnete der Lotse hintersinnig lächelnd und hüllte sich wieder in Schweigen.

Ihr Flug dauerte noch mehr als eine Stunde, und die Sonne war hinter dem Horizont verschwunden, als sie schließlich am südlichen der beiden Ankertürme anlegten. Der dunkle Ruf von Muschelhörnern hieß sie willkommen. Dutzende Fackeln waren auf den Querstreben des Turms entfacht worden, und ein grauhaariger Krieger in einem leuchtend roten Federmantel hieß sie auf dem obersten Absatz der Treppe willkommen, die sich in weiten Spiralen entlang der Außenmauer des Ankerturms hinabwand.

Als Barnaba als Erster über eine breite Laufplanke das Schiff verließ, bemerkte er, in welchem schlechtem Zustand die Fangarme des Wolkensammlers waren. Deutlich waren Frostbeulen zu erkennen. Die Tentakel schlangen sich nur langsam um die dicken Querbalken, die aus den Seiten des Gemäuers strebten. Ganz offensichtlich litt *Wind vor regenschwerem Horizont* Schmerzen.

»Es ist selten, hier im Norden Besuch zu bekommen«, begrüßte ihn der Rotmantel in überraschend gutem Luwisch. Mit einer Geste forderte er Barnaba und seine Mannschaft auf, die Treppen hinabzusteigen.

»Du weißt, wer wir sind?« Misstrauisch folgte Barnaba ihm. Erwarteten ihn auch hier schon die Schergen der Unsterblichen? Konnte es sein, dass die Nachrichten über ihn schon bis zu diesem entlegenen Außenposten gelangt waren?

Der Zapote grinste ihn an. »Eure Bärte. So sehen nur Luwier oder Männer aus Aram aus.«

Barnaba strich sich über den eisverkrusteten Vollbart und nickte. »Wohl wahr.«

»Bringt ihr Decken?«

»Nein.«

Der Zapote hielt einen Moment inne. »Ihr seid nicht zum Handeln gekommen? Wir hätten Robbenfleisch und Felle. Den Tran brauchen wir selbst.«

Barnaba blieb stehen und hob entschuldigend die Hände. »Wir sind keine Händler.«

»Weitergehen«, zischte der Zapote. »Ihr habt eine ungünstige Zeit gewählt. Wir müssen schnell den Turm hinab. Hinter feste Wände.« Besorgt blickte er zu den Fackeln zurück, die sich im sanften Abendwind neigten.

»Wird ein Sturm aufziehen?«

Der Rotmantel winkte ab. »Kein Sturm. *Sie* kommen. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang bläst in dieser Jahreszeit der Nordwind. Und sie reiten auf ihm – die Geister des Nordens. Man sollte nicht draußen sein, wenn sie kommen. Ihre Berührung bringt den Tod. Weder warme Mäntel noch Rüstungen schützen vor ihnen.«

Nabor hatte also keinen Unsinn zusammengespinnen! Jetzt erst fiel Barnaba auf, wie angespannt alle wirkten. Die Fackelträger, Wachen und Lastenträger, die auf den Querbalken des Turms standen und ihrer Befehle harhten. Sie alle blickten immer wieder nach Norden. Manche machten verstohlen das Zeichen des schützenden Horns.

»Man kann sie nicht aufhalten?«

»Sie mögen Feuer nicht. Leider ist Holz hier ziemlich knapp, und so zwingen sie uns dazu, wie Ratten zu leben.« Der Zapote zog die Nase hoch und spuckte an der Außentreppe vorbei in die Finsternis. »Als wäre es hier in Wanu nicht schon schlimm genug.«

Barnaba verstand nicht, was der verbitterte alte Krieger meinte, aber er fragte auch nicht nach. Schweigend und schnellen Schrittes eilten sie die Stufen hinab. Sie erreichten einen weiten Platz, bedeckt mit zertrampeltem, eisüberkrustetem Schnee, der jeden Schritt mit einem mürrischen Knirschen begleitete. Die flachen Häuser am Platz wirkten verlassen. In keinem Fenster brannte ein

Licht. Aufgegebene Zelte waren unter der Last des Schnees auf ihren Planen zusammengestürzt.

Der Zapote führte sie zu einem Haus, das vielleicht einmal ein Palast gewesen war. Bärte aus mannslangen Eiszapfen hingen von den vorkragenden Dächern. Das weite Eingangsportal war halb hinter einer Schneewehe verschwunden. Sie umrundeten die mächtigen Mauern und erreichten einen Abstieg zum Keller. Ein Hügel aus aufgeworfenem Schnee schützte den Eingang vor dem Wind. Sand war auf die breiten Stufen gestreut. Rauch zog zu ihnen hinauf und brannte Barnaba in den Augen. Als sie das Ende der Treppe erreichten, blickten sie auf ein loderndes Feuer. Der alte Zapote ging unbeirrt darauf zu und setzte mit einem Sprung über die Flammen hinweg. Dann drehte er sich um. »Kommt! Das ist der einzige Wall, der uns vor den Schrecken der Nacht schützen kann. Nur hier seid ihr in Sicherheit.«

Zögerlich näherte sich Barnaba dem Feuer. Jenseits der Flammen entdeckte er einen halbnackten Mann mit grässlich tätowiertem Gesicht, der sich eine Knochennadel durch die Nase gestoßen hatte. Er tunkte ein Bündel aus langen Schwungfedern in ein Fass und schwenkte es über die Flammen, die zischend Kapriolen schlugen. Dabei rief er laut in seiner Muttersprache irgendwelche Beschwörungen.

Hinter Barnaba drängten sich etliche Männer auf der Treppe zum Keller. Unerfreutes Murren und leise gemurmelte Flüche ließen ihn schließlich durch die Flammen springen. Kurz tastete ihr heißer Atem nach seinem Gesicht, dann landete er sicher neben dem Tätowierten.

Sein Führer im roten Federmantel bedeutete ihm, ein paar Schritte nach vorn zu machen, damit die anderen folgen konnten. »Hier kannst du mit deiner Mannschaft die Nacht verbringen, Himmelsreisender. Die Götter müssen euch lieben! Anders ist nicht zu erklären, dass ihr es bis hierher geschafft habt.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, führte ihn der alte Krieger

tiefer in den Gewölbekeller hinein, der offensichtlich früher einmal als Lagerraum genutzt worden war. Ein seltsamer Geruch hatte sich in den unregelmäßigen, weißen Wänden festgesetzt. Die Gewölbe schienen direkt aus dem Gestein geschlagen zu sein.

Schließlich erreichten sie eine geräumige Nische, in der eine Öllampe brannte, über deren kleiner Flamme ein schmieriger, schwarzer Rauchfaden aufstieg. Bunte Decken lagen dort, und eine Schale mit salzüberkrustetem Fisch stellte wohl ihr Abendmahl dar.

Der Zapote bedeutete ihm, sich niederzulassen. Barnaba setzte sich und sah zu, wie auch seine Männer in den Wandnischen des weiten Kellers Platz nahmen. Die Zapote, die in dem Keller Zuflucht gesucht hatten, beachteten sie kaum. In bunte Decken gehüllt, kauerten sie entlang der Wände, starrten vor sich hin oder schliefen. Kaum einer sah zu ihnen auf. Es waren weit über hundert Männer.

Kolja ließ sich unaufgefordert neben Barnaba nieder und griff nach der Schale mit dem Fisch. Ihr Gastgeber bedachte ihn mit einem finsternen Blick und wollte gerade etwas sagen, als Barnaba die Hand hob. »Bitte sei nachsichtig mit ihm. Er ist Drusnier.«

Der alte Krieger gab einen grunzenden Laut von sich.

»Er ist mein Leibwächter. Er hat geschworen, nicht von meiner Seite zu weichen.«

Bei diesen Worten blickte Kolja auf und schenkte dem Zapote ein herausforderndes Lächeln.

Barnaba griff nach einer der Decken aus kratziger Wolle. »Danke für deine Gastfreundschaft ...« Er sah den Alten an.

»Chullunku Walla«, entgegnete dieser. Nun ließ auch er sich nieder. »In deiner Sprache heißt das so viel wie Krieger aus dem Eis. Wie die meisten Männer hier komme ich aus den Bergprovinzen Zapotes, und ich fürchte, es war mein Name, der mir die zweifelhafte Ehre einbrachte, der Statthalter in dieser Stadt im ewigen Eis zu sein.« Er nahm eines der Fischstücke und reichte es Barnaba.

Der Priester versuchte, die leicht gelbliche Salzkruste zu igno-

rieren, und biss einfach hinein. Als er auf dem zähen Fisch kaute, hatte er das Gefühl, seine Zunge müsse verdorren. Jeder Tropfen Speichel wurde von dem Salz gebunden, und er vermochte kaum zu schlucken.

Chullunku reichte ihm eine Kürbisflasche. »Trink das.« Er lächelte. »Fisch muss schwimmen.«

Das Gebräu war wie flüssiges Feuer. Aber es tilgte den Salzgeschmack. Mit einiger Überwindung aß Barnaba weiter. Als er das Fischstück hinunter hatte, nickte Chullunku anerkennend. Kolja schien weniger Schwierigkeiten zu haben. Er nahm sich gerade ein zweites Stück und winkte nach der Kürbisflasche.

»Dein Leibwächter führt sich auf, als wäre er ein großer Herr.«

»Das Privileg der Krieger. Er ist gut.«

»Gut darin, sich schlagen zu lassen? Er sieht aus, als hätte er eine Menge abbekommen.«

»Weniger als die Männer, die mich herausgefordert haben«, sagte der Drusnier schneidend.

Legte der alte Zapote es etwa darauf an, sich mit Kolja zu prügeln? Barnaba hatte in seinem Leben genug Beispiele für absurden Kriegerstolz gesehen, um beunruhigt zu sein. »Du fragst dich sicherlich, warum wir hier sind, Chullunku.«

»Stimmt«, entgegnete er, ohne Kolja aus den Augen zu lassen.

Barnaba hatte den ganzen Weg darüber nachgesonnen, was er antworten sollte, denn die Frage nach dem Grund ihrer Reise war unausweichlich. Er hatte zwischen dreisten Lügen und einer Geschichte geschwankt, die der Wahrheit zumindest nahe kam. Niemals könnte er sich als Priester der Göttin Nangog vorstellen. Jeder halbwegs loyale Diener der Unsterblichen hätte gar keine andere Wahl, als sein Feind zu sein. Und die Zapote waren nicht gerade dafür berühmt, zögerlich zu sein. Es musste also eine Halbwahrheit sein ...

»Wir sind auf einer Schatzsuche. Der Unsterbliche Aaron schickt uns.«

»Der Unsterbliche Aaron?«

Kolja verdrehte die Augen, als hätte er Chullunku gerade etwas Falsches gesagt.

»Der Aaron, der die Tempel meines Volkes in der Goldenen Stadt angreifen ließ?« Chullunku schnaubte. »Ich dachte, ihr wärt Händler. Ich hätte euch draußen auf dem Wolkenschiff lassen sollen, als Fraß für die Sturmgeister.«

»Wir werden weiter nach Norden reisen«, sagte Barnaba so leise, dass es außer Kolja keiner seiner Männer hören konnte. »Wenn ich deinen Worten glaube, werden wir ohnehin alle sterben. Du kannst ja behaupten, du hättest uns nicht gewarnt und in den Tod geschickt. Vielleicht würde es deinen Priestern gefallen, das zu hören.«

»Ganz sicher würde es das. Doch du hast Glück, Himmelsreisender, noch höher schätzen wir hier das Gesetz der Gastfreundschaft. Ihr werdet heute mit allem versorgt. Und ich wünsche, dass ihr morgen sehr früh aufbrecht.«

Barnaba nickte und nahm noch ein Stück Salzfisch. Schweigend kaute er vor sich hin und betrachtete die winzige, tanzende Flamme der Öllampe.

»Wo findet ihr denn das Weiße Gold?«, fragte Kolja nach einer Weile.

Der Zapote legte den Kopf schief und sah den vernarbten Krieger eindringlich an. »Du interessierst dich für das Gold von Wanu?« Ein süffisantes Lächeln spielte um die Lippen des Alten. »Willst du uns helfen, es abzubauen? Du siehst kräftig aus. Auch wenn du nur einen Arm hast, wärest du eine willkommene Hilfe. Wir bringen das Weiße Gold über die Brücke zu einem Weltentor auf der anderen Seite des Flusses. Es ist ein Marsch von zehn Meilen. Wenn die Tage so kurz sind, ist das gefährlich. Wir müssen das Tor vor Einbruch der Nacht erreichen. Vor drei Monden haben wir eine ganze Karawane verloren.« Er hob die Kürbisflasche an die Lippen und nahm einen tiefen Schluck. »Ihr solltet nicht weiter in den

Norden reisen.« Chullunku sah Barnaba eindringlich an. »Ein Anführer trägt die Verantwortung für das Leben seiner Männer. Kehr um!«

»Wie können du und deine Männer dann hierbleiben?«

»Wir alle sind Freiwillige. Unser Land braucht uns hier.« Er sah wieder zu Kolja. »Wegen des Weißen Goldes. Du hast breite Schultern, Krieger. Wenn du mir drei Monde dienen willst, bekommst du am Ende einen Sack mit so viel vom Weißen Gold, wie du tragen kannst.«

Die Augen des Drusniers weiteten sich.

»Du hast mir geschworen, mit mir nach Norden zu reisen«, erinnerte Barnaba ihn.

»Wenn ich wiederkomme ...«, begann Kolja, als plötzlich hinter ihnen eine Stimme ertönte.

»Pass auf, du machst gerade ein Scheißgeschäft!« Nabor, der Lotse, war zu ihrem Lagerplatz gekommen. »Ich hatte dich doch gewarnt, dass Zapote einen eigenwilligen Sinn für Humor haben, du Depp. Schlag bloß nicht ein! Weißt du, was Wanu bedeutet? Es ist das Wort für Vogelscheiße in ihrer Sprache. Ihr Weißes Gold ist nichts als Berge von Scheiße. Schau mich nicht so an. Das ist buchstäblich wahr!«

»Stimmt das?«, brauste Kolja auf.

Chullunku prostete ihm mit der Kürbisflasche zu. »Jedes Wort. Und doch ist Wanu auch unser Weißes Gold. Keine Woche vergeht hier, in der nicht Arbeiter sterben, um es zu gewinnen. Fünfhundert Sack füllen wir jeden Tag. Auch bei Schneesturm oder wenn uns die verdammten Geister bedrohen. Wir kämpfen für Scheiße ...« Er begann auf eine Art zu kichern, dass Barnaba sich fragte, ob er noch bei Verstand war.

»Wozu, zum Henker, braucht man Vogelscheiße?«, polterte Kolja los und nahm dem Zapote die Flasche ab.

»Als Dünger, Narbengesicht. Die Felder in den Bergen, dort, wo ich herkomme, geben nicht allzu viel her. Und auch die Böden im

Dschungel sind nicht gut. Wenn wir Wanu benutzen, dann bringt ein Feld, auf dem früher zehn Sack Mais geerntet wurden, vierzehn Sack. Es ist das größte Geschenk Nangogs für uns. Einen halben Tagesmarsch entfernt, an der Flussmündung, liegen Felsinseln, auf denen das ganze Jahr über Vögel leben. Im warmen Wasser finden sie reiche Nahrung, und es hält den ärgsten Frost fern. Seit Jahrtausenden kommen die Vögel schon dorthin. Möwen, aber auch komische Viecher, die nicht mehr fliegen können, dafür aber gute Taucher sind. Ihre Scheiße liegt viele Schritt hoch auf den Felsen. Ein Teil meiner Arbeiter fährt dort in Lederbooten hinaus, um es zu ernten. Wusstest du, dass Wanustaub blind macht, wenn man ihn zu oft in die Augen bekommt? Und immer wieder kommt es vor, dass Schnabelwale ihre Boote angreifen. Aber sie halten durch, genauso wie meine Lastenträger. Weil sie hier leiden, stirbt in Zapote niemand mehr vor Hunger.« Er sah Kolja herausfordernd an. »Sag selbst, ist das nicht viel besser als eine Goldmine?«

»Du wolltest mich mit einem großen Sack voll Scheiße bezahlen?«

»Weißes Gold, mein Freund!« Chullunku kicherte erneut. »Weißes Gold! Denk noch einmal darüber nach. Mein Lohn ist viel großzügiger als alles, was der Diener des Unsterblichen Aaron dir zu bieten hat. Wenn du für ihn weiter nach Norden gehst, dann findest du nur den Tod!«

Es war still geworden in dem weiten Kellergewölbe. Der Zapote hatte die letzten Worte so laut gesprochen, dass jeder sie hatte hören können.

»Alles nur Aberglaube«, sagte Barnaba mit fester Stimme. »Es gibt einen tödlichen Feind dort draußen, das will ich nicht leugnen. Es ist die Kälte! Aber dagegen werden wir uns wappnen.« Er wagte es nicht, in Anwesenheit der Zapote von der Großen Göttin zu sprechen. »Ihr werdet Helden sein, wenn wir mit unserem Schatz heimkehren. Und ein jeder von euch wird seinen Anteil vom Schatz bekommen.«

Doch diesmal reichten seine Worte und sein Enthusiasmus nicht, um Angst und Zweifel aus den Gesichtern der Wolkenschiffer zu verbannen. Und wie um ihn zu verhöhnen, ertönte von draußen ein unheimliches Geheul, als der Nordwind ohne Vorwarnung über die Stadt am Ende der Welt herfiel. Barnaba sah, wie sich die Zapote in ihre Decken kauerten, während der Wind am Treppenabstieg jaulte und mit den Flammen im Eingang spielte. Er würde diesen Geistern trotzen, dachte er entschlossen. Nangog beschützte ihn. Er war ihr Auserwählter! Ihm konnte nichts gesehen!

PFEILE IM DUNKEL

Diesmal würde er landen, entschied Nodon und legte seinem Pegasus Mondschatten sanft die Hand auf den Hals. Der große Hengst verstand, schnaubte aber unruhig. Sie flogen im letzten Abendlicht über eines der Seitentäler jener lang gezogenen Bergkette, in deren Mitte sich der Jadegarten verbarg. Der Ort, den der Erstgeschlüpfte auserkoren hatte, um dort seinen Thron zu errichten. Der älteste der Drachen, sein Gebieter, sehnte sich nach Nachricht über Nandalee. Nodon wusste es, auch wenn der Dunkle ihn nicht beauftragt hatte, nach ihr zu suchen. Die Versessenheit seines Meisters auf Nandalee war Nodon unbegreiflich. Sicher, die rebellische junge Elfe aus den Eiswüsten Caradamons war etwas Besonderes, aber traf das nicht auf jeden einzelnen Drachenelfen zu? Sie alle hatten sich weit von dem Leben entfernt, das die übrigen Elfen führten. Sie wussten um die Geheimnisse der Welten, wussten um das Dunkel hinter der strahlenden Herrschaft der Himmelsschlangen. Wussten um all die Gefahren, die anderen jede Hoffnung auf die Zukunft geraubt hätten.

Mondschatten war eine weite Kehre geflogen, um nun in das enge Tal hinabzustoßen, das Nandalee sich als Versteck erwählt

hatte. Fast berührten die Schwungfedern seiner Flügel die dunklen Felswände. Das Licht der Abendsonne reichte nicht mehr hinab bis zum Talgrund. Die Baumkronen waren nur Schattenrisse im Zwielicht. Nodon spürte, wie nervös sein Hengst war. Dies war kein guter Ort, um zu fliegen. Der Pegasus spreizte die Flügel und verringerte so sein Tempo, doch es war kein geeigneter Platz zum Landen zu entdecken. Er würde mindestens zwanzig Schritt freie Fläche brauchen, um auszulaufen.

Vom Grund des Tals erklang ein herausforderndes Wiehern. Das musste Sternauge sein, der große Pegasusrappe, den Nandalee ritt. Er sah in Mondschaten wohl einen Eindringling in sein Revier.

Der Hengst schnaubte nervös. Das Tal verengte sich vor ihnen noch weiter. Mondschaten schlug kräftig mit den Flügeln, um wieder Höhe zu gewinnen, als ein Pfeil zwischen den Baumkronen hervorschoß und Nodons Wange streifte. Der Elf ließ sich nach hinten fallen, rollte über die Kruppe seines Hengstes ab und stürzte den Baumkronen entgegen. Sein Fall währte kaum zwei Herzschläge, als er mit ausgestreckten Armen im dünnen Astwerk der Baumkronen landete. Die splitternden Zweige verlangsamten seinen Sturz. Nodon schaffte es, nach einem dickeren Ast zu greifen. Mit einem Ruck, der ihm fast die Arme aus den Schultergelenken kugelte, endete sein Sturz. Einen Teil der Kraft konnte er in einen Aufwärtsschwung lenken. Er pendelte zurück, stemmte sich hoch und schwang ein Bein über den Ast. Er wagte es nicht zu verharren. Jeden Augenblick könnte ihn ein weiterer Pfeil treffen. Sich nicht mehr zu bewegen erhöhte die Wahrscheinlichkeit deutlich. Seine Arme brannten, seine Muskeln waren gezerrt. Mit zusammengebissenen Zähnen ging er in die Hocke und eilte den wippenden Ast entlang dem Stamm des Baumes entgegen. Dort ließ er sich tiefer gleiten. Sprang von Ast zu Ast, landete mit einem letzten, federnden Satz auf dem weichen Waldboden und zog sein Schwert. Wer hatte auf ihn geschossen? Ganz gewiss war es nicht Nandalee gewesen. Sie hätte ihn nicht verfehlt!

Nodon duckte sich hinter einen Stamm und spähte ins Zwielicht. Immer noch prasselten Äste und Blätter zu Boden. Er war ein paar Schritt von der Stelle entfernt, an der er in die Baumkronen gefallen war. Ein Stück voraus bewegten sich die Blätter des Königsfarns, der an den lichterem Stellen den Waldboden bedeckte.

Es wurde still. Nodon schob die Klinge seines Schwertes flach in den weichen Waldboden, damit kein verirrter Lichtstrahl den Elfenstahl aufblitzen ließ. Vorhin hatte er Glück gehabt. Er sollte nicht darauf hoffen, dass ihn auch der nächste Pfeil verfehle.

Der Elf öffnete sein Verborgenes Auge und hoffte, die Aura seines Gegners zu entdecken. Wer war heimlich hierhergekommen, so nah zur Pyramide des Dunklen? Und wen duldet Nandalee, die so viele Wochen jeden Bewohner der Oase gemieden hatte, in ihrer Nähe?

Nodon entdeckte die Auren kleiner Vögel im Geäst. Etwa dreißig Schritt entfernt bewegte sich etwas Großes zwischen den Bäumen. Goldenes Licht umspielte die Gestalt. Das musste Nandalees Pegasus sein.

Vorsichtig, ganz darauf bedacht, keinen Laut zu verursachen, drehte Nodon sich um. Wer immer ihn jagte, würde sich gewiss nicht in der Nähe des Pegasus aufhalten. Stattdessen würde der Angreifer den Hengst nutzen, um ihn abzulenken, und sich aus einer anderen Richtung nähern.

Der Elf flüsterte ein Wort der Macht. Er war ganz in Schwarz gewandet. Der Zauber, den er wob, würde ihn mit den Schatten des Waldes verschmelzen lassen. Er wäre so gut wie unsichtbar – außer für einen Jäger, der wie er sein Verborgenes Auge öffnete, um seiner Beute nachzustellen. Die Aura, das leuchtende Netz aus haarfeinen Kraftlinien, das alles, was lebte, umgab, zu verzerren oder gar ganz verschwinden zu lassen war ungleich schwerer, als mit den Schatten des Waldes zu verschmelzen. Solch einen Zauber zu weben lag außerhalb seiner Macht.

Lautlos schob Nodon sein Schwert zurück in die geölte Leder-
scheide. Dann huschte er zum nächsten Stamm. Er bewegte sich
fort von Sternauge. Der große Hengst stampfte nervös mit den
Hufen. Er durfte nicht mehr in seine Nähe kommen. Ganz gleich,
wie gut er sich versteckte, Sternauge würde ihn wittern und unru-
hig werden. So würde er ihn verraten. Nodon entfernte sich gerade
noch weiter, als ihm die Idee kam, dass er den Hengst in diesem
tödlichen Spiel auch zu seinem Vorteil nutzen konnte.

Er hob einen Ast und schleuderte ihn in Richtung des Pegasus.
Es war der älteste Trick der Welt, aber er war so alt, weil er meist
klappte. Der Ast schlug ins Gebüsch. Im selben Moment sprang
Nodon auf, um sein Versteck zu wechseln.

Ein Schlag, als hätte ihn ein Pferd getreten, traf ihn auf der
Brust. Hart schlug er mit dem Rücken gegen den Baum, der ihm
eben noch als Deckung gedient hatte. Ein Pfeil hatte ihn eine
Handbreit unter dem Schlüsselbein getroffen. Dunkles Blut schoss
den Schaft entlang und benetzte die Befiederung. Nodon spürte
keinen Schmerz. Noch bewahrte ihn der Schock davor. Der Pfeil
hatte ihn gegen den Baumstamm genagelt! Er musste ihn durch-
brechen, musste sich befreien ...

»Heb deine Hand und du bist tot«, zischte eine Stimme aus dem
Dunkel. Sie war voller Hass, und Nodon zweifelte nicht daran,
dass der nächste Pfeil sein Leben beenden würde. Er verharrte be-
wegungslos. Wer war das? Die Stimme klang rau und wild. Doch
da war ein vertrauter Unterton.

»Nandalee?«

Ein Schattenriss erschien vor ihm unter den Bäumen. Die Ge-
stalt ging leicht geduckt. Deutlich sah Nodon den Bogen. Ein neuer
Pfeil lag auf der Sehne.

»Es gibt keine Nandalee mehr. Sie ist tot.«

Die Stimme klang nicht wie die seiner Gefährtin in Nangog. Et-
was Zerbrochenes lag in ihr. So hörte sich eine Stimme an, die den
ganzen Tag auf dem Schlachtfeld lauthals Befehle gegeben hatte.

Jetzt kam der Schmerz. Wie flüssiges Feuer lief er durch seinen Leib. Er kämpfte dagegen an zu stöhnen. Nandalee verachtete Schwäche. Was war mit ihr geschehen, dass sie in ihm einen Feind sah? »Ich will dir helfen«, ächzte er gegen den Schmerz an.

Sie hob den Bogen, zog die Sehne durch und schoss.

Nodon riss den Arm hoch. Wäre er nicht an den Baum genagelt gewesen, hätte er dem Pfeil vielleicht ausweichen können. Wäre er vorbereitet gewesen, hätte er einen Zauber gesponnen, der es ihm erlaubte, Geschosse im Flug aus der Bahn zu schlagen. Doch das hier war zu schnell. Zu überraschend. Seine letzte Hoffnung war, dass der Pfeil durch seine vorgestreckte Hand in seinen Arm eindringen würde und er Zeit gewann bis zum nächsten Schuss.

Gleißendes Licht wie von einem Blitzschlag löschte die Dunkelheit. Nodon wurde nicht getroffen, aber er war geblendet. Ein Schauer überlief ihn. Seine Augen tränten. Er war unfähig, etwas zu sehen, doch mit jeder Faser des Leibes spürte er die Anwesenheit eines der großen Drachen. Ein so überwältigender Wohlgeruch umfing ihn, dass selbst der Schmerz zerfloss. Er war einfach nicht mehr da.

Schlagartig verschwand das Licht. Jetzt war es noch dunkler als zuvor.

»Es reicht, Nandalee!«, sprach jene Stimme aus der Finsternis, der Nodon sein Leben gewidmet hatte.

Der Elf hörte das Sirren der Sehne. Sie musste ein weiteres Mal geschossen haben ... auf ihn! Ihren Herrn und Gebieter!

Es folgte ein Geräusch, als wäre der Pfeil auf Stein getroffen. Ein scharfes Kreischen von Metall, begleitet von splitterndem Holz. Nodon griff nach dem Schaft des Pfeils, der ihn durchbohrt hatte, und brach ihn durch. Er spürte das Holz durch sein Fleisch gleiten, als er sich vorbeugte. Ein Schwall von Blut schoss aus der Wunde, und ihm wurde schwindelig. Er presste die Hand auf die Verletzung, taumelte und ging in die Knie.

Als er wieder aufsaß, stand der Dunkle vor ihm. Er hatte Elfen-

gestalt angenommen, die Erscheinung eines melancholischen Jünglings mit schwarzem Haar. Nur seine Augen waren hart und unerbittlich. Nodon erkannte den Ärger darin und zuckte vor seinem Gebieter zurück. Deutlich spürte er den kaum beherrschten Zorn des Drachen. Er war um ihn herum – in der Luft, in allem, was in diesem Tal existierte. Heiß und versengend. Nodon begriff, dass er einen Fehler gemacht hatte, denn dieser Zorn richtete sich nicht allein gegen Nandalee, die der Dunkle über der Schulter trug.

Jetzt erst konnte Nodon die Jägerin richtig erkennen. Sie war bewusstlos und sah dennoch zum Fürchten aus: Ihr Körper war – abgesehen von ihrem Bauch – völlig abgemagert, ihre Haare zerzaust und voller Schmutz. Sie stank, hatte sich ganz offensichtlich seit Wochen nicht gewaschen. Das linke Auge war zugeschwollen, die Wange darunter dunkelrot verfärbt. Deutlich sah Nodon die Finger, die sich auf dem Gesicht der Elfe abgemalt hatten. Der Dunkle musste sie geohrfeigt haben. Was war nur mit Nandalee geschehen? War sie wahnsinnig geworden? Natürlich wusste er um ihren Verlust. Aber war das ein Grund, sich so sehr gehen zu lassen?

»Ihr hättet nicht hierherkommen sollen, Schwertmeister. Das war nicht in meinem Sinn. Es hat nicht viel gefehlt und sie hätte Euch getötet.«

Der Tadel des Dunklen schmerzte Nodon mehr als seine Wunde. Er war überzeugt gewesen, im Sinne des Erstgeschlüpften zu handeln. Wie hatte er sich, nachdem er ihm schon Jahrhunderte diente, so sehr irren können?

»Nehmt meine Hand, Schwertmeister!« Er streckte ihm die Linke entgegen. Es war ein Gefühl, als schlosse sich Stein um seine Finger, als der Dunkle ihn ergriff und hochzog. Der alte Drache sprach ein Wort der Macht, und es öffnete sich einer jener magischen Wege abseits des Goldenen Netzes, die nur die Himmelschlangen erschaffen konnten. Ein einziger Schritt, und sie standen in der halb überfluteten Grotte tief unter der Stufenpyramide

im Jadegarten, in der der Erstgeschlüpfte umringt von den Gazala zurückgezogen residierte.

Mit einer harschen Geste entließ der Drachenherrscher ihn. Doch Nodon war kaum in der Lage, aus eigener Kraft zu stehen. Schließlich erbarmten sich zwei der Gazellenfrauen, die dem Herrscher als Orakel dienten, packten ihn unter den Armen und brachten ihn fort aus der stickigen, schwülwarmen Grotte.

DAS TIER

Nandalee erwachte in einer Kammer, die sie nie zuvor gesehen hatte. Sie war allein. Der Dunkle hatte nicht ein Wort mit ihr gesprochen, als er sie geohrfeigt und niedergeschlagen hatte. Doch die Kammer vermittelte eine überdeutliche Botschaft. Um ihren Hals lag ein schwerer, eiserner Ring, den eine lange Kette mit einem weiteren Ring in der Wand verband. Eine schwere Eichentür mit einem kleinen, verschlossenen Gitterfenster war der einzige Zugang zu ihrem Gefängnis.

Auf der einen Seite der Kammer lag Stroh auf dem Boden, und in zwei flachen Schalen sah sie Wasser und rohes Fleisch, auf dem Fliegen hockten. Auf der anderen Seite befand sich ein mit weißen Laken bespanntes Bett. Daneben standen ein Tisch und ein Stuhl. Ein Krug neben einem schlichten Becher enthielt vermutlich Wasser. Auf einer flachen Schale lagen Äpfel und Trauben. Ein Teller lockte mit verführerisch duftendem Brot und Käse. Sie konnte sich also aussuchen, ob sie wie ein Tier leben oder in die Zivilisation zurückkehren wollte.

Nandalee kroch in die Ecke mit dem Stroh. Sie würde sich nicht unterwerfen. Sie wollte nie wieder etwas mit den Himmelschlangen zu tun haben. Das Bett zu nutzen und von den köstlichen Speisen zu essen hieß, wieder eine Dracheneelfe zu sein. Da war sie lieber ein Tier! Sie schloss die Augen und rollte sich auf dem

Lager aus Stroh zusammen. Nandalee spürte, dass sie beobachtet wurde. War der Dunkle hier? Gab es Gucklöcher in den Wänden? Es war ihr egal.

Der herrliche Duft des Brotes peinigte sie. Sie hatte Hunger. Es war lange her, dass sie ein gekochtes Mahl zu sich genommen hatte. Als sie sich in ihr kleines Tal zurückgezogen hatte, war sie anfangs einfach nur zu erschöpft gewesen, um sich ein ordentliches Essen zu bereiten. Es war weniger körperliche Schwäche, es war ihre Seele, die ermattet war. Sie konnte sich zu nichts aufraffen. Alles war ihr zu viel. So hatte sie sich von Wurzeln und Beeren ernährt.

Nandalee hatte sich auch nicht mehr gewaschen oder ihre Kleider gereinigt. Die meiste Zeit hatte sie einfach nur dagesessen und vor sich hin gestarrt. Ihre Gedanken waren bei Gonvalon. Er hatte sich für sie geopfert. Er musste gehnt haben, dass die Himmelschlangen sie verraten hatten und ihre Reise nach Selinunt ein Todeskommando war. Weder der Dunkle noch der Goldene hatten sie lebend wiedersehen wollen. Es war ihnen bestimmt gewesen, im Drachenfeuer zu vergehen.

Wäre sie nur bei ihm gewesen! Nichts anderes sehnte Nandalee jede Stunde an jedem Tag herbei, der seitdem vergangen war. Ohne Gonvalon war ihr Leben leer und wertlos. Nie wieder würde sie so geliebt werden! Und wie hatte sie seine Hingabe belohnt? So oft hatte sie Gonvalon mit ihren Launen gequält, während er für sie jedes Opfer gebracht hatte. Er hatte sich gegen seinen Herrn, den Goldenen, gestellt. Ihm war die Würde als Drachenelf genommen worden, die Tätowierung, die ihn mit seinem Meister verbunden hatte. Gonvalon war verstoßen worden, weil er sie nicht hatte ermorden wollen. Und wie hatte sie ihm das vergolten ...

Nandalee kämpfte gegen das Gefühl an, dass ihre Kehle zu eng wurde, um noch atmen zu können. Sie weinte schon lange nicht mehr, sie hatte all ihre Tränen vergossen. Aber der Schmerz hatte nicht nachgelassen. Gonvalon verloren zu haben hatte eine Wunde in ihr Herz gerissen, die nie wieder heilen würde.

Erneut öffnete sie die Augen und blickte zu den Wänden. Sie war sich sicher, dass er hier war. Sie wusste um seine Leidenschaft, und sie spürte seine Macht. Natürlich brauchte er kein Loch, verborgen zwischen den Fugen des Mauerwerks. Er könnte durch die Wand sehen, wenn er es wollte. Er spürte, was sie fühlte, da war sich Nandalee ganz sicher. Sie waren einander zu nahe gewesen, als er das Bild in ihren Rücken gestochen hatte. Es war eine Orgie aus Schmerz und Lust gewesen. Nie hatte sie etwas Vergleichbares erlebt. Gonvalon war zu klug gewesen, um nach diesen Nächten zu fragen, von denen Nandalee nicht wusste, wie viele es gewesen waren. Unten in der Grotte unter der Pyramide gab es weder Tag noch Nacht. Nur schwüle Hitze und Fackelschein und seine Macht, von der alles dort unten durchdrungen war.

Sie griff nach dem eisernen Halsband. Glaubte er, sie sei so leicht zu halten? Nandalee schloss die Augen und schob beide Daumen unter den Ring. Er saß sehr lose, scheuerte nicht. Sie sprach ein Wort der Macht, um ihn zu zerbrechen. Sie stellte sich vor, wie sich Rost durch das dicke Eisen fraß, bis es so spröde war, dass sie es mit einem Ruck auseinanderreißen konnte.

Die Elfe legte all ihre Macht in den Spruch. Sie spürte, wie das Metall unter ihren Fingern warm wurde. Und dann zog es sich zusammen. Erschrocken ließ sie los. Ihre Hände waren rot vom Rost, der sich gebildet hatte. Doch er hatte sich nicht tief in das Metall gefressen, sondern war nur an der Oberfläche aufgeblüht.

Der Dunkle musste einen Zauber auf den Eisenring gelegt haben, der ihn jedes Mal, wenn sie versuchte, sich zu befreien, ein wenig schrumpfen ließ.

In jenen Stunden in seiner Grotte hatte er eine animalische Saite in ihr zum Schwingen gebracht. Nandalee hatte nicht einen Augenblick lang an Gonvalon gedacht, während sie sich dem Dunklen hingegen hatte. Erst später war die Reue gekommen.

Ein Krampf tief in ihren Eingeweiden ließ sie zusammenzucken. Es fühlte sich an, als würde etwas an ihrem Innersten kratzen.

Hunger! Viel zu oft hatte sie die einfachsten Bedürfnisse ihres Körpers missachtet. Sie blickte auf die Schüssel mit dem rohen Fleisch, dann sah sie wieder auf und lächelte. Er sollte mit ansehen, was er aus ihr gemacht hatte. Sollte mit ihr leiden.

Sie verscheuchte die Fliegen vom Fleisch und nahm sich einen Klumpen. Ohne den Blick von der gegenüberliegenden Wand zu wenden, begann sie zu essen. Nein ... essen konnte man das nicht nennen. Gierig schlug sie ihre Zähne in das blutige Fleisch und schlang es fast ohne zu kauen hinunter.

Der Schmerz in ihren Eingeweiden ließ nach.

»Sieh, was du aus mir gemacht hast«, flüsterte sie. Er konnte von ihren Lippen lesen. Sie musste nicht laut werden. »Ich wäre für immer auch die Deine gewesen, wenn du mir Gonvalon nicht genommen hättest. Was ohne ihn von mir geblieben ist, willst du nicht haben.«

DER DRITTE

Vorsichtig schob Nodon die kleine Blende vor dem Gitterfenster in der schweren Holztür zur Seite. Er sollte nicht hier sein. Außer einigen Gazala und dem Dunklen hatte niemand Zutritt zum Kerker Nandalees.

Die Jägerin musste ihn bemerkt haben. Mit hasserfüllten Augen sah sie zur Tür. Dann nahm sie einen der rohen Fleischklumpen und begann, wie ein Tier zu fressen. Das hatte sie jedes Mal getan, wenn er gekommen war. Was ging nur in ihr vor? Was hatte ihren Verstand zerstört? Hatte sie zu sehr geliebt?

Der Dunkle hatte sie angekettet wie ein Tier, aber sie hätte das Bett benutzen können, die Waschschüssel ... War das ihre Art, den Erstgeschlüpften zu bestrafen? Und wie lange würde dieses unsinnige Duell andauern?

Der Schwertmeister konnte es nicht ertragen, Nandalee auf diese

Art zu sehen. Er öffnete sein Verborgenes Auge, und der Blick auf die magische Welt tilgte, was ihm seine Augen zeigten. Nandalees Aura glühte rot. Ungebändigter Zorn regierte sie. Und er durchdrang auch die kleinen Auren. Sie trug Drillinge in ihrem Leib! Drillinge!

Sie waren unschuldig. Ihre Aura hätte golden sein sollen, doch der Zorn ihrer Mutter hatte schon auf sie übergegriffen. Statt Gold sah er einen dunklen Kupfertön. Die Auren der Kinder waren von ungewöhnlicher Stärke. Sie hatten jetzt schon Macht. Sie würden bedeutende Zauberweber werden. Doch da war noch etwas, das er nicht zu deuten vermochte. Es haftete ihnen ein Makel an. Gewiss, er hatte in seinem Leben nicht viele Schwangerschaften beobachtet. Aber hier schien die Harmonie gestört. Es sah aus, als würden die Kinder gegen ihre Mutter ankämpfen. Und als würden sie das wissen ... Aber sie konnten doch noch keinen Verstand haben, oder?

Spürten sie vielleicht, wie ihnen Nandalees Zorn ihre Unschuld nahm? Oder trugen sie auf rätselhafte Weise zu diesem Zorn bei? Er hatte eine Koboldschamanin einmal über Schwangerschaftswahn reden hören. Manche Frauen waren nicht dazu geschaffen, Kinder auszutragen. Galt das auch für Nandalee?

Nodon sah zu Firaz, der blinden Gazala, die heute als Wache bei Nandalees Kerker eingeteilt war. »Hast du sie dir angesehen?«

Die Seherin blickte mit ihren blinden Augen zu ihm auf. Sie kauerte an der Außenwand des Kerkers und genoss die Sonne. Lange, in Spiralen gedrehte Hörner krümmten sich über ihren Kopf hinweg zum Rücken hin. Ihr Oberkörper und ihr Gesicht waren elfenähnlich. Die Beine aber waren die von Gazellen. Wenn sie sich aufrichtete, überragte sie ihn. Der Blick der blinden Augen war Nodon unangenehm. Wie hatte er sie fragen können, ob sie Nandalee angesehen habe?

»Ich meine ...«, begann er.

»Du musst dich nicht entschuldigen. Im Gegenteil. Schön, dass

du einen Moment lang vergessen konntest, dass ich ein blinder Krüppel bin. Ich habe sie durch mein Verborgenes Auge gesehen. Ihr Zorn wird sie und die Kinder zerstören.«

»Aber ...« Nodon war schockiert, wie unbeteiligt Firaz klang. »Ist dir das egal? Hast du ihr das gesagt? Weiß der Dunkle darum?«

»Ich bin eine Seherin, Nodon. Ich nenne die Dinge ungeschönt beim Namen. Das allein genügt schon, um sich viele Feinde zu machen. Ich greife niemals ein. Der Erstgeschlüpfte hat selbst gesehen, was dort geschieht. Ich kann dir nicht sagen, warum er nichts unternimmt. Es scheint, als wäre es eine Art Zweikampf zwischen den beiden. Ich habe ihn nie so aufgewühlt und unbeherrscht erlebt wie in der Nähe dieser Elfe. Sie tut ihm nicht gut. Es ist besser, wenn sie und ihre Kinder sterben.«

Nodon war sprachlos. Das war mehr Offenheit, als er gewollt hatte.

Firaz lächelte. Sie musste seiner Aura angesehen haben, welche Wirkung ihre Worte auf ihn gehabt hatten. »Entschuldige, ich habe längst alles Gefühl für die Gegenwart verloren. Das ist der Preis dafür, wenn man die Zukunft sieht. Nandalee ist gefährlich, Nodon. Sieh dir ihre Aura an! Sie ist ein lodernes Feuer. Wer ihr nahe ist, der verbrennt. Selbst ihre eigenen Kinder. Sie kann sich niemandem unterwerfen. Sie begehrt gegen jede Ordnung auf! Wenn sie überlebt, dann wird sie die Ordnung der Welt, wie wir sie kennen, zerstören. Der Dunkle hat mir verboten, zu anderen über die Zukünfte, die ich sehe, zu sprechen. Aber glaube mir, unsere Welt wird Asche sein, wenn Nandalee lebt. Sie wird die Herrschaft der Himmelschlangen zerbrechen, und die Menschenkinder werden nach Albenmark kommen, um das Banner eines toten Baumes zu hissen, den sie anbeten, als wäre er ein Gott.«

»Die Menschen kommen nach Albenmark?« Das konnte Nodon sich nicht vorstellen. Diese unvollkommenen, schwächlichen Kreaturen. »Wie sollten sie die Albenkinder je besiegen?«

»Erst müssen wir uns selbst besiegen. Sie werden kommen, wenn es keine Himmelschlangen mehr gibt, die Albenmark schützen. Und auch keine Drachenelfen mehr.«

Sie hatte zu viele Zukünfte gesehen, dachte Nodon ärgerlich. Firaz war verrückt! Er wandte sich ab und sah erneut durch das kleine, vergitterte Fenster. Nandalee krümmte sich, als hätte sie Schmerzen. Da war Blut im Stroh. Bei den Alben! Er griff nach dem Riegel. Und wenn es ihn den Kopf kostete, er würde nicht einfach nur zusehen. »Ruf den Dunklen! Es geht ihr schlecht! Schnell!«

»Er wird es wissen«, entgegnete die Gazala ruhig. »Sie ist eine Drachenelfe. Er weiß um euch alle. Auch, dass du gerade seine Befehle missachtest.«

Nodon schob den Riegel zurück. Ihm waren die Befehle egal. Er war mit Nandalee auf Nangog gewesen und hatte gegen die goldköpfige Schlange gekämpft, gegen Jaguarmänner und Adlerritter. Er hatte an ihrer Seite das schreckliche Beben überlebt, das die Goldene Stadt in ein riesiges Feld aus zerbrochenem Gestein verwandelt hatte. Er würde jetzt nicht drei Schritt von ihr entfernt vor einer verschlossenen Tür stehen bleiben und zusehen, wie sie blutete.

»Und wenn sie mit deinem Mitleid rechnet, Nodon? Wenn es nur ein Trick ist, um sich zu befreien?«

Er riss die Tür auf.

Nandalee presste sich jetzt beide Hände auf den Unterleib. Dabei krümmte sie sich vor Schmerzen. Nodon wusste, wie man Verwundete auf dem Schlachtfeld versorgte. Aber das hier ... Plötzlich verlor das Licht, das durch die Tür fiel, seine Strahlkraft. Nur ein Wimpernschlag, und der Dunkle kniete neben ihr. Er zog ihre Hände zur Seite. Die Luft in der Kammer begann zu vibrieren, als er ein Wort der Macht rief.

»Du wirst ihnen nichts tun!«, schrie Nandalee. »Rühr sie nicht an!« Sie schlug ihm ins Gesicht. Er ignorierte es.

»Halt ihre Hände«, befahl er Nodon ruhig.

Der Drachenelf zögerte, trat dann aber zu den beiden.

»Ich bin hier, um ihr zu helfen! Sie schadet sich nur selbst, wenn sie dagegen ankämpft. Und ihren Kindern ...«

Wieder schlug Nandalee dem Dunklen ins Gesicht.

Aus den Augenwinkeln sah Nodon, was mit ihr nicht stimmte. Entsetzt griff er nach ihren Händen und zog diese mit aller Kraft an sich.

»Hilf ihm nicht!«, schrie Nandalee verzweifelt. »Trau deinen Augen nicht! Er täuscht dich! Glaub nicht, was er dich sehen lässt!«

Der Dunkle zerriss ihr fadenscheiniges Kleid und griff ihr zwischen die Schenkel.

Nandalee bäumte sich verzweifelt auf. »Er will an die Kinder! Er will alles vernichten, was von Gonvalon noch geblieben ist.«

Sie musste sich irren! Wenn es stimmte, was sie sagte, dann wäre der Dunkle einfach nur böse. Sein Gebieter hatte Nodon oft auf Missionen geschickt, deren Hintergründe der Elf nicht durchschaut hatte. Nodon hatte für ihn Männer und Frauen getötet, die auf den ersten Blick ehrbar wirkten. Es gab etwas Größeres ... etwas, das nur eine Himmelschlange im Blick haben konnte, weil es das Verstehen einfacher Albenkinder bei Weitem überschritt. Dieser Glaube hatte es Nodon ermöglicht, seine Befehle auszuführen. Wenn er ihn aufgab, dann war er verloren.

»Sorg dafür, dass sie still hält.« Der Dunkle klang nun besorgt.

Da war etwas, dicht unter der Bauchdecke Nandalees, das heraus wollte. Er sah, wie sich Fleisch ausbeulte, und zögerte nicht länger. Seine schlanken Finger fanden sich in ihrem Nacken, während sie sich verzweifelt wand, um ihnen beiden zu entkommen. Er drückte den Nervenpunkt, der alle Muskeln erschlaffen ließ. Nandalee stieß einen erschreckten Laut aus, dann sackte sie in sich zusammen. Ihre Augen waren auf ihren Leib gerichtet.

Der Dunkle hatte ihren Bauch bloßgelegt. Seine zierliche, weiße Hand strich über die helle Haut der Elfe.

Tränen traten in Nandalees Augen. Sie hatte keine Stimme mehr, Zunge und Lippen gehorchten nicht länger ihrem Willen. Doch ihre Augen sagten mehr als tausend Worte. Sie flehten, es nicht zu tun.

Die Hand zerteilte ihr Fleisch. Es floss kein Blut. Zunächst.

Nodon schnappte nach Luft, als der Dunkle einen winzigen, abgetrennten Kinderarm aus der Wunde zog. Hastig legte der Schwertmeister Nandalee die Hände auf die Augen, damit sie nicht sah, was dort geschah.

Wieder griff der Dunkle in ihren Leib. Diesmal holte er etwas Großes, Blutiges hervor. Nun wandte auch Nodon erschauernd den Blick ab. Dieses Ding hatte Krallen und einen geschuppten Schwanz. Bernsteinfarbene Augen mit geschlitzten Pupillen öffneten sich, kaum dass es dem Mutterschoß gewaltsam entrissen war. Es fauchte. Der Schwanz wand sich um den Unterarm des Dunklen, und es schnappte mit spitzen, kleinen Zähnen nach dessen Fingern.

DER SCHLECHTE LÜGNER

Als sie erwachte, war sie von goldenem Licht umfungen. Nandalee sah verschwommen ein schmales Gesicht über sich. Jemand hielt ihr die Hand. Gonvalon?

»Bist du zurück ...« Sie hatte kaum die Kraft zu sprechen. Er antwortete ihr nicht, aber es tat gut, seine warme Hand zu spüren, als sie erneut in tiefen, traumlosen Schlaf glitt.

Als sie das nächste Mal die Augen öffnete, war Nodon an ihrer Seite. Er wirkte müde. Dunkle Ringe hatten sich unter seine Lider gegraben. Es kostete ihn sichtlich Mühe, sie anzulächeln.

»Hast du Hunger?«

Ein galliger Geschmack lag ihr auf der Zunge. Verwundert sah sie sich um. Sie war nicht mehr in der hässlichen Kammer mit den grauen Steinwänden. Dieses Zimmer war weiß getüncht. Ein

großes Fenster gab den Blick frei auf den Himmel und scharf gezackte Berge. Sie lag in einem Bett mit Seidenlaken, die nach Vanille dufteten. Auch die Kette, mit der der Dunkle sie wie einen wilden Hund gefesselt hatte, war verschwunden.

Sie blinzelte. In Nodons Augen stand Furcht. Was erschreckte ihn? Warum war er hier?

Die Erinnerung traf sie wie ein Dolchstoß ins Herz. Entsetzt richtete sie sich auf, zog die Decke zur Seite und tastete über ihren Bauch. Er war noch groß, aber sie spürte nichts mehr.

»Sie leben«, sagte der Schwertmeister leise.

Sie erinnerte sich an den winzigen, abgetrennten Arm, den sie in der Hand des Dunklen gesehen hatte. Wieder strich sie über ihren Bauch, horchte verzweifelt in sich hinein. Da war nichts. Sie wollte schreien, doch das Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu.

»Es geht ihnen gut!« Nodon sagte das in jenem beschwörenden Tonfall, hinter dem sich Lügen verstecken.

Nandalee ließ sich zurücksinken. Sie hatte keine Kraft mehr. Deutlich erinnerte sie sich, wie der Dunkle in ihren Bauch gegriffen hatte, um ihre Kinder darin zu zerreißen. Sie hatte es gesehen! Den winzigen Arm ...

»Geh!«, stieß sie schließlich hervor. Sie wollte Nodon nicht länger sehen. Den erfahrensten Mörder des Dunklen, der geholfen hatte, ihre Kinder zu töten.

»Es ist nicht so, wie du denkst«, sagte er matt.

Sie drehte sich von ihm fort. Starrte die weiße Wand an. Sie wünschte, sie hätte weinen können, doch selbst dazu fehlte ihr die Kraft.

»Du hattest drei Kinder«, sagte der Mörder mit tonloser Stimme. »Eines von ihnen war ... anders. Es war größer ... und hätte seine beiden Geschwister getötet. Es ist schneller gewachsen. Als wir dich in deinem verborgenen Tal gefunden haben, habe ich seine Aura noch nicht sehen können. Es ist sehr schnell gewachsen. Der Dunkle sagt, du hättest es mit deinem Hass genährt.«

Zorn wallte in ihr auf. »Das heißt, ich bin schuld?«

»Dein Temperament begünstigte ohne Zweifel, was geschehen ist«, entgegnete Nodon hart. »Ich sehe, wie sich jetzt in diesem Augenblick deine Aura ändert. Wie die Wut wieder in dir wächst. Glaubst du, deine Kinder bleiben davon unberührt? Du spürst die beiden lebenden Kinder nicht – vielleicht liegt es daran, wie er das dritte geholt hat ...« Nodon stockte. »Vielleicht ist noch nicht alles verheilt. Manche Wunden bleiben lange taub. Aber sieh hin! Öffne dein Verborgenes Auge und sei nicht blind dafür, wie deine Aura auf sie übergreift und sie verändert. Sei nicht blind für das, was du tust. Ich kann dir nicht erklären, was mit deinen Kindern vor sich geht. Sie sind von besonderer Art. Ja, du hast eines verloren. Aber zwei leben noch! Denk an sie und vergiss das dritte!«

Es widerstrebte ihr zutiefst, von Nodon irgendwelche Befehle anzunehmen. Er hatte ihr nichts zu sagen, dieser Mordgehilfe! Allerdings hatte er recht damit, dass ein Blick durch das Verborgene Auge ihr zeigen würde, ob ihre verbliebenen Kinder noch lebten. Behutsam legte sie beide Hände auf ihren Bauch. Sie spürte keine Bewegung. Kein Lebenszeichen. Aber hieß das wirklich, dass sie tot waren? Warum hatte sie sich lieber ihrer Verbitterung hingegeben, als selbst nachzusehen?

Nandalee schloss die Lider und öffnete sich der magischen Welt. Sie waren da! Sie stöhnte vor Erleichterung. Aber ... Was Nodon behauptet hatte, stimmte. Mit der Gewissheit, dass zumindest zwei ihrer Kinder noch lebten, wich das Rot des Zorns aus ihrer Aura, aber es glühte in ihren Kindern noch nach. Das zu sehen schmerzte fast so sehr wie das, was ihr der Dunkle angetan hatte. Warum war sie blind dafür gewesen? Oft hatte sie die Auren ihrer Kinder betrachtet. Das dritte hatte sie erst spät bemerkt. Seine Aura war schwach und unstet gewesen. Stets hatte sie sich Sorgen um dieses Kind gemacht. Erst hier im Kerker war es gewachsen und bald kräftiger als seine beiden Geschwister geworden. All das stimmte. Doch hatte es ihr keine Sorge bereitet. Im Gegenteil, sie war

erleichtert gewesen, dass ihr Kind nicht mehr kränklich gewirkt hatte.

Nandalee drehte sich um und sah Nodon an. Seine schwarzen, obsidianglänzenden Augen wirkten leer. Sie kannte diesen Blick. So sah man aus, wenn man einen schweren Kampf gefochten hatte. Sie dachte daran, wie sie in ihrem Jähzorn auf ihn geschossen hatte. Er hatte das nicht verdient gehabt. Er war als Freund gekommen.

»Wie hat es ausgesehen, das Kind, das er geholt hat? War es ein Mädchen? War es sein Arm ...«

Nodon räusperte sich leicht. »Ich habe es nicht gesehen. Ich habe dich festgehalten.«

Er war ein schlechter Lügner. »Hat es gelebt?«

»Ich sagte doch, ich hab es nicht gesehen!«

»Aber du hast es doch vielleicht gehört«, beharrte Nandalee.
»Hast du es gehört?«

Der Schwertmeister nickte. »Ja. Es ... es hat geweint.«

Wieder hatte sie das Gefühl, dass er sie anlog. »Also lebte es. Was ist mit ihm geschehen?«

»Er hat es weggetragen. Ich weiß nicht, was er mit deinem ... Kind getan hat.«

Was fiel ihm so schwer zu sagen? Was für ein Geheimnis verbarg er vor ihr? »Es ist jetzt also irgendwo und lebt.«

Nodon seufzte. »Es wurde viel zu früh geboren, Nandalee. Es wurde mit Gewalt aus deinem Leib gerissen, auch wenn keine sichtbare Wunde oder Narbe geblieben ist. Es kann nicht leben. Es war noch nicht so weit ... Es ... Du willst dieses Kind nicht sehen. Es ist tot und begraben.«

Sie sah ein, dass weitere Fragen zwecklos waren, so vehement, wie Nodon, der sonst eher ein großer Schweiger war, sich widersetzte. Doch wollte sie nicht aufgeben. Sie würde herausfinden, was mit dem Kind geschehen war. Um das erreichen zu können, musste sie sich aber anders verhalten. Nodon und vor allem der

Dunkle mussten überzeugt sein, dass ihr Widerstand gebrochen war, dass sie sich endlich fügte.

»Wahrscheinlich ist es besser, dass ich es nicht gesehen habe«, sagte Nandalee leise. »Wo bin ich hier?«

»Dort, wo du hingehörst«, entgegnete der Schwertmeister feierlich. »In der Felsenburg der Drachenelfen, hoch über dem Jadegarten, bei deinen Brüdern und Schwestern. Es ist der beste Ort, um deine Kinder zur Welt zu bringen. Hier sind sie in Sicherheit. Und wenn sie würdig sind, werden sie dereinst in unsere Reihen aufgenommen werden.«

Das war das Letzte, was Nandalee wollte. Ihre Kinder sollten keine Mörder in Diensten der Himmelschlangen werden! In einem aber hatte Nodon recht. Hier waren sie in Sicherheit. Überall anders in Albenmark würde der Goldene ihr nachstellen, um den Verrat, den Gonvalon an ihm begangen hatte, auch an dessen Kindern zu rächen. Sie konnte gar nicht fort von hier.

OHNE ZWEIFEL

Er hatte sie so lange nicht zu sich rufen lassen ... Lyvianne war sich zum ersten Mal ihrer Gefühle gegenüber dem Goldenen nicht sicher. In der Vergangenheit hatte sie sich oft für lange Zeit zurückgezogen. Jedes Mal, wenn sie ein Kind geboren hatte und es prüfte. Manchmal war sie für Jahre nicht vor ihn getreten, aber das war anders gewesen. Er hatte sie ziehen lassen, und es hatte niemanden gegeben, der ihren Platz stahl. Doch dann hatte er zugelassen, dass Bidayn vor die Himmelschlangen trat und über die Ereignisse auf Nangog berichtete. Ihre Schülerin!

Lyvianne schritt zwischen den kahlen, schwarzen Bäumen der Lichtung entgegen. Sie konnte spüren, dass er dort wartete. Kalter Nebel umspielte ihre bloßen Füße. Sie trug ein schneeweißes Kleid von so zartem Stoff, als wäre es selbst aus Nebel gewoben. Sie war

schön, Lyvianne hatte das hundertfach in den Blicken von Männern gelesen. Sie war machtvoll. *Sie* lebte nicht in der Haut einer Fremden, um sich vor ihren Narben zu verstecken. Was hatte Bidayn ihm bieten können? Worin vermochte sie diese undankbare kleine Schlampe nicht zu übertreffen?

Sie trat auf die weite Lichtung hinaus. Der Goldene erwartete sie in Elfengestalt. Er hob lächelnd die Hand zum Gruß, und Lyvianne ging das Herz auf. So sehr hatte sie vermisst, sich in seinem Lächeln zu sonnen. Sie war ihm ergeben, ganz und gar. Nicht mehr seine Favoritin zu sein verzehrte sie!

Sanftes Licht umspielte die Gestalt des verwandelten Drachen. Sein langes, blondes Haar bewegte sich sacht im Wind, der auch mit dem weißen Seidenumhang spielte. Er trug einen weißen, taillierten Leinenpanzer, der auf der Brust eine goldene Sonne zeigte. Ein Langschwert und ein prächtiger Dolch hingen von seinem Waffengurt. Rubinknäufe, in denen ein unstetes Licht glühte, schmückten die Schwerter. Sein Lächeln verbannte den Groll aus Lyviannes Herz. Jetzt, in diesem Augenblick, war er ganz bei ihr, das las sie in seinen Augen. Nichts anderes auf der Welt war mehr von Bedeutung für ihn.

Euer Ärger umfängt Euch wie eine hässliche, rostende Rüstung, meine zauberhafte Lyvianne. Sie steht Euch schlecht zu Gesicht, diese Wehr. Was muss ich tun, um Euch dazu zu bringen, sie abzulegen?

Seine Worte waren in ihr, tief in ihrem Kopf. Sie waren wie Seide, der Sand anhaftete. Weich, aber nicht zart. Nicht tief verletzend, aber keinesfalls schmeichelnd.

Lyvianne stand nun nur noch drei Schritt vom Goldenen entfernt. So oft war sie ihm begegnet, doch nie war es gewesen wie heute. Sie spürte durch die Freundlichkeit hindurch, dass sie seinen Groll erweckt hatte. Aber womit? Er war es doch, der sich von ihr abgewandt hatte! Er hatte geduldet, dass Bidayn vor dem Rat der Drachen von den Ereignissen auf Nangog berichtet hatte. Wäre es wenigstens noch Nandalee gewesen ... Sie war die Anführerin

der Mission gewesen. Aber warum war Bidayn, die von allen am wenigsten zum Gelingen beigetragen hatte, die höchste Ehre zuteilgeworden?

Es ist Eifersucht, die Euch quält? Horcht in Euch hinein! Findet Ihr wirklich nicht die Antwort, warum nicht Ihr vor den Himmelschlangen willkommen wart?

Lyvianne war verzweifelt. Sie wollte seine Gunst zurückgewinnen. Sie hatte unter seiner Missachtung mehr gelitten, als sie sich je hätte vorstellen können. Und nein, sie wusste nicht, warum sie bestraft wurde.

Die Dame Bidayn hat mich und meine Brüder in ihren Gedanken lesen lassen. Wir alle sahen, dass Ihr einen Feind geheilt habt, Lyvianne. Den Unsterblichen Aaron! Er war verletzt. Vielleicht hätte er ohne Euch auf immer sein Augenlicht verloren.

»Ganz gewiss hätte er das nicht!«, brach es aus Lyvianne heraus. »Wie konntet Ihr nur denken, ich sei eine Verräterin! Er steht unter dem Schutz des Löwenhäuptigen. Der Devanthar hätte ihn ohnehin geheilt. Aber so hatte ich Gelegenheit, in seinen Gedanken und Erinnerungen zu lesen, und ich habe erstaunliche Dinge erfahren. Dieses Wissen könnte den Verlauf des Krieges verändern. Es wäre wichtig gewesen, dass ich vor dem Rat berichte.«

Der Goldene lächelte sie an, doch seine Augen blieben hart, und überdeutlich spürte sie seine Missbilligung. *Ihr meint das falsche Spiel, das die Devanthar mit ihren Herrschern treiben? Ich bitte Euch, meine Dame. Glaubt Ihr wirklich, das sei uns über all die Jahrhunderte, die es nun schon währt, verborgen geblieben? Wir wissen, was für ein Gaukelspiel die Devanthar mit ihren Völkern treiben. Wissen, dass sie die Erinnerungen aller Unsterblichen hin und wieder auf einen jüngeren Mann übertragen, um dann den vorherigen Herrscher spurlos verschwinden zu lassen.*

Lyvianne war überrascht. Sie versuchte gar nicht erst, es sich nicht anmerken zu lassen. Der Goldene konnte in ihren Gefühlen wie in einem aufgeschlagenen Buch lesen. »Es gibt noch etwas, das

ich in den Erinnerungen Aarons gefunden habe. Und das ist womöglich noch wichtiger. Es geht um ein Erlebnis, das er hatte und das ihn noch heute manchmal in seinen Alpträumen quält.«

Nun war es der Goldene, der überrascht war, als er in den gestohlenen Erinnerungen las und sah, was Aaron hinter einer hohen Mauer verborgen hatte. So überrascht, dass er nicht weiter in Gedanken zu ihr sprach. »Habt Ihr irgendjemandem davon berichtet, meine Dame?«

»Selbstverständlich nicht. Ich diene allein Euch, mein Gebieter. Mir war sofort klar, dass dieses Wissen zu bedeutend war, um es mit anderen zu teilen.« Ganz besonders mit dieser falschen Schlange Bidayn, dachte Lyvianne.

Als der Goldene sie an seinen Gefühlen teilhaben ließ, waren diese so intensiv, dass es ihr den Atem abschnürte und ihr die Brust eng wurde. Die Bitternis der verstrichenen Monde wurde hinweggebrannt. Es tat ihm leid, sie jetzt erst zu sich gerufen zu haben, ja, er empfand Respekt vor ihr. *Es war überaus klug, sich auf diesem Wege Zugang zu seinen Erinnerungen zu verschaffen, meine Schöne. Ich hätte es wissen müssen, dass Ihr niemals unbedacht oder aufgrund sentimentaler Regungen handelt, verehrte Lyvianne. Ihr seid die Meisterin unter all meinen Dienerinnen. Verzeiht, dass ich mich von Bidayn habe blenden lassen.*

Jedes einzelne Wort war Balsam für ihre Seele. Zugleich aber fühlte Lyvianne sich beschämt, ihn dazu gedrängt zu haben, sich bei ihr zu entschuldigen. Er war ein Himmlischer! Er stand über Entschuldigungen, und ihn in eine solche Lage zu bringen war respektlos. Bestürzt überlegte sie, wie sie diesen unverzeihlichen Fehler wiedergutmachen konnte. Sie vermochte ihm nicht länger in seine bernsteinfarbenen Augen zu sehen. Beschämt senkte sie den Blick.

»Es ist alles gut.« Seine warme, männliche Stimme ließ sie erschauern. Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und hob mit der anderen ihr Kinn, sodass sie nicht anders konnte, als ihm ins

Angesicht zu blicken. In dieses stolze, herrschaftliche Antlitz mit den edel geschwungenen Lippen. Jenen Lippen, die sie, während er sie tätowiert hatte, so leidenschaftlich liebkost hatten.

»Auch mir mag es geschehen, dass ich eine Lage falsch einschätze. Ich bitte darum, dass Ihr mich auch in Zukunft darauf hinweist, wenn ich Bedeutendes übersehe.« Er lächelte warmherzig. »Und wartet – falls es noch einmal geschieht – bitte nicht wieder viele Monde, bis Ihr vor mich tretet, um mich auf meinen Irrtum hinzuweisen. Wir kennen einander nun schon so lange, Dame Lyvianne. Ihr solltet wissen, wie sehr ich Euer Urteil schätze und dass sich niemals jemand zwischen uns drängen kann.«

Lyvianne wusste, dass sein ganzes Wesen von Magie durchdrungen war. Einer Magie, die selbst das Licht, das ihn umfing, dazu brachte, heller zu leuchten, und die die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte, wo immer er weilte. Es war Zauberwerk, wenn allein ein freundlicher Blick von ihm genügte, einem das Herz aufgehen zu lassen. All das wusste die Elfe, aber sie wollte sein Lächeln und seine freundlichen Worte nicht hinterfragen. Es stimmte, sie war ganz und gar die Seine. Sie hatte sich entschieden, sich für ihn in Stücke schneiden zu lassen, wenn es darauf ankäme, als er sie als eine seiner Drachenelfen auswählte. Nie würde sie vergessen, welchen unbändigen Stolz sie erfüllt hatte, als der Goldene sie in der Weißen Halle zur Seinen gemacht hatte. So wie damals, so fühlte sie noch jetzt. Und sie war ihm dankbar, dass sein Lächeln und seine Worte alle Zweifel aus ihrem Herzen gebrannt hatten.

»Ich werde Euch nun um etwas bitten müssen, meine Dame, was Euch in höchste Gefahr bringen wird. Eine Tat, deren Ruhm niemals auf Euch abstrahlen wird, denn niemals darf offenbar werden, dass wir es waren, die den kühnen Schritt wagten, sich gegen meine Brüder und die Devanthal zugleich zu stellen. Geht an den Ort, den Ihr in den Erinnerungen des Unsterblichen Aaron gesehen habt. Und wenn Ihr dort findet, was wir dort vermuten, dann bringt es mir. Ihr werdet das Schicksal dreier Welten in Eure

Hände nehmen, meine Dame. Und es gibt niemanden, den ich mit mehr Zuversicht auf diese schier aussichtslose Mission schicken würde als Euch, meine unbeugsame Lyviannie. Ihr seid die Einzige, die es schaffen kann.«

Lyviannie war – gegen alle Vernunft – überwältigt. Es war ein Todeskommando. Und sie freute sich darauf, für ihre Himmelschlange das Unmögliche zu wagen.

Ein heisser Tag

Die Hitze verwandelte den Horizont in Schlieren von flüssigem Glas. Zumindest sah es so aus. Die Luft tanzte in der unbarmherzigen Sonne. Lyviannes Streitwagen zog eine Staubfahne hinter sich her, die in der von flachen Hügeln durchsetzten Ebene auf viele Meilen zu sehen sein musste. Sie war vom Weg abgewichen, denn bevor sie sich der tödlichen Gefahr des Geheimnisses stellte, das sie aus Aarons Erinnerungen gestohlen hatte, wollte sie sich den Ort ansehen, der den Herrscher Arams verwundbar machte.

Sie hatte den Goldenen nicht um Erlaubnis gefragt. Jetzt, da sie seinem Zauberbann entwichen war, sah sie die Begegnung mit ihm in einem anderen Licht. War es wirklich Vertrauen gewesen, das ihn dazu bewogen hatte, sie hierherzuschicken, weil ihr das Unmögliche gelingen mochte? Oder hatte er sie ausgesandt, um zu sterben? Es wäre nicht das erste Mal, dass er seine Drachene elfen wie Pfeile einsetzte, die man abschoß und vergaß. Wenn sie ihr Ziel fanden und töteten, hatten sie ihre Aufgabe erfüllt. So war es Talinwyn ergangen, der Schülerin Gonvalons, die gleich auf ihrer ersten Mission umgekommen war, nachdem sie den Unsterblichen Aaron von seinem Wolkenschiff gestoßen und dafür gesorgt hatte, dass heimlich ein Bauer zum Herrscher über eines der sieben Großreiche wurde. Lyviannie hatte die Elfe in den Erinnerungen Aarons gesehen. Und in ihren Augen gelesen ... Talinwyn hatte

gewusst, dass sie sterben würde. Aber wenigstens hatte sie ihre eigene Rüstung getragen, als sie in ihren letzten Kampf gegangen war.

Lyvianne hasste die Rüstung, die sie tragen musste, noch mehr als die Männergestalt, die sie angenommen hatte. Es war eine plumpe Tonne, nur eine schmucklose Brustplatte zusammen mit einem Rückenpanzer, der über ihre Schulterblätter scheuerte. Daran waren drei breite Metallstreifen geheftet, die sich wie quergelegte Fassdauben um ihre Taille, den Schritt und die obere Hälfte der Oberschenkel schlossen. Um ihren Hals war eine Berge gelegt, die bis zu ihrer Nasenspitze reichte. Und auf ihrem Kopf saß ein Eberzahnhelm mit einem langen Pferdeschweif, der von dessen Spitze wippte. Eberzähne! Diese Barbaren schätzten sie als besonders hart. Man musste schon ein Menschenkind sein, um sich solcher Torheit zu verschreiben. Sie spalteten die Zähne, bohrten Löcher hinein und nähten sie dicht an dicht auf den Helm. Von innen war ihr Helm mit Filz gefüttert, der sich in der Hitze mit ihrem Schweiß vollgesogen hatte, sodass er auf ihrer Stirn scheuerte. Ebenso wie seine Lederriemen ihre stoppeligen Wangen wundrieten.

Das mit Abstand übelste Ungemach, das ihr ihre Verwandlung beschert hatte, war jedoch ihr juckender Bart. Wie hielten Männer es nur aus, dieses Gestrüpp im Gesicht zu tragen? Unbegreiflich!

Die Elfe strich sich Schweiß von der Stirn. In der Rüstung kochte sie in dieser Hitze. Staub haftete auf der Bronze, ihren Händen und in ihrem Haar. Staub war ihre Standarte, die weit hinter ihrem Streitwagen herwehte. Fünf Tage schon fuhr sie durch das karge Land. Sie gab sich als Krieger aus, der aus Nangog heimkehrte, um seinem sterbenden Vater die letzte Ehre zu erweisen. Eine gute Geschichte, denn so sah man ihr nach, wenn sie finster blickte und es vorzog zu schweigen.

Endlich erhoben sich die Wipfel von Dattelpalmen aus den Schlieren geschmolzenen Himmels, die über das glühende Land

flossen. Es war schwer, in der tanzenden Luft Entfernungen zu schätzen. Eine Meile oder doch noch zwei? Lyvianne dachte sehnsüchtig an das schattige Brunnenhaus, das es dort geben musste. Ein einziges Wort der Macht würde genügen, um einen Kokon aus angenehm kühler Luft um sich zu weben. Auch diese Welt war durchdrungen vom magischen Netz. Doch wenn sie danach griff, würde sie sich verraten. Keine Stunde würde vergehen, bis die Devanthal sie aufspüren würden. Sie waren die Spinnen in diesem Netz, und nur einen einzigen Faden vibrieren zu lassen rief sie herbei. Also schwitzte sie und ertrug es, wie diese verfluchte Rüstung ihren Körper wundscheuerte.

Alles, was sie an sich trug, war tatsächlich von Menschenkindern geschaffen. Kriegsbeute aus Nangog. Und den Streitwagen hatte sie mit gehacktem Silber gekauft, wie es diese Barbaren gerne verwendeten. Allein das Gewicht des Silbers zählte. Es war in kleine Barren gegossen, von denen sie Stücke abhackten, wenn das Gewicht den angemessenen Preis übertraf. Lyvianne wusste, dass sie für den Streitwagen zu viel gezahlt hatte. Aber er war brauchbar nach den Maßstäben, die für Menschenkinder galten. Seine Achse und die Räder waren stark. Der Boden aus geflochtenem Leder federte bei jedem Schlagloch, durch das sie fuhr. Der Wagen war leicht und schnell. Er erlaubte ihr, zügig voranzukommen. Und die beiden Roten, die ihn zogen, waren kräftig und ausdauernd. Dutzende verdreckte Messingamulette klirrten an ihrem Geschirr. Zerzauste Schwanenfedern flatterten in ihren Mähnen. So reiste ein Kriegerfürst in dieser Welt.

Lyvianne tastete nach dem Schwert, das zu ihrer Rechten neben dem Köcher mit den kurzen Wurfspeeren an die Seitenwand des Wagens geschnallt war.

»Kriegsherr!«, erklang eine helle Stimme. Ein kleiner Junge sprang über die Mauer aus Bruchsteinen, die den Weg säumte. »Bitte, Herr, rettet mich!« Er strengte sich an, um den Streitwagen einzuholen, doch es war offensichtlich, dass er bald zurückfallen

musste. Mit seinen kurzen Beinen würde er mit ihren Pferden, auch wenn sie ermüdet waren, nicht Schritt halten können.

Lyvianne zog an den Zügeln, streckte dem Jungen die Hand entgegen und zog ihn zu sich auf den Streitwagen. »Halt dich gut fest«, sagte sie streng und verabscheute zugleich die dunkle, raue Stimme, die sie nun hatte. »Wer verfolgt dich?«

»Daimonen!«, stieß der Junge keuchend hervor.

»Daimonen?« Erschrocken blickte Lyvianne über die Schulter. Waren andere Albenkinder hier?

Eine Schar von Jungen und Mädchen kam über die Mauer gesprungen. Alle waren sie mit Stöcken und Lehmklumpen bewaffnet. Schreiend liefen sie hinter dem Streitwagen her.

»Du hast nicht viele Freunde, wie mir scheint.«

»Das liegt daran, dass mein Vater ein Held ist und der Freund des Unsterblichen Aaron war.«

Lyvianne sah den Knaben scharf an. Sie hatte sich unwissend den Erinnerungen von mehr als einem Dutzend Herrschern geöffnet, als sie Aaron geheilt hatte. Tausende von Gesichtern waren auf sie niedergeprasselt wie Regentropfen, wenn man in einem Sturm sein Gesicht dem Himmel entgegenstreckte. Da war ein Kind gewesen, das von Bedeutung war. Aber sie konnte sein Antlitz nicht mehr vor ihrem geistigen Auge heraufbeschwören.

»Wie heißt du, Junge?«

»Daron, Sohn des Narek von Belbek.«

Narek von Belbek. Das war ein Name, an den sie sich erinnerte und mit dem sie ein Gesicht verband, das dem des Jungen vor ihr ähnlich sah. Etwas zu voll, mit kurzem Kraushaar. Ein pummeliges Kind. Nicht fett, aber nicht so gertenschlank wie seine Kameraden Artax und Ashot. Sie waren durch diese Felder gestreift, hatten in dem Palmenhain, der nun ganz deutlich zu sehen war, Datteln gestohlen. Hier hatte der Unsterbliche seine Kindheit verbracht.

Der Streitwagen erreichte eine flache Hügelkuppe. Eine halbe Meile entfernt lag ein staubfarbenes Dorf aus flachen Lehmhütten.

Felder, auf denen Gerste und Hafer wuchs, duckten sich unter der Hitze des Mittags. Dazwischen ein Netz ausgetrockneter Kanäle, deren lehmiger Grund zu Schollen zersplittert war, deren Ränder sich dem Himmel entgegenwölbten, als flehten sie um einen Regenguss.

Daron umklammerte ihre Taille, statt sich an der Seitenwand des Streitwagens festzuhalten. Seine Gestalt hatte etwas Weiches, Weibisches, aber zugleich war er offensichtlich bereit, sich mit der ganzen Dorfjugend anzulegen, wenn es um seinen Vater ging. War das Mut oder Dummheit?

Auf den Feldern rings um das Dorf zeigte sich kein Mensch. Alle waren vor der Hitze geflohen. Auch auf der breiten Straße, die das Dorf zerteilte, war niemand zu sehen. Auf einem Platz, etwa in der Mitte dieser Ansammlung armseliger Hütten, erhob sich eine mächtige Zeder, in deren Schatten das Brunnenhaus stand. Lyvianne spürte, wie sie aus den dunklen Fenstern der Häuser beobachtet wurde, als sie in das Dorf einfuhr. An der Zeder angelangt, hielt sie und sah sich herausfordernd um. Daron lief zum steinernen Wassertrog und schöpfte gierig mit der Hand daraus. Dann spritzte er sich Wasser ins Gesicht und in die Haare. Als er damit fertig war, schüttelte er sich wie ein nasser Hund und sah sie lächelnd an. »Das hat gutgetan! Willkommen in Belbek, Kriegerfürst.«

»Ich bin nur Krieger, kein Fürst«, entgegnete Lyvianne. »Du musst mir etwas von diesem Ort und deinem Vater erzählen. Vielleicht erinnere ich mich an ihn, wenn ich mehr über Narek weiß.« Sie sah die Hoffnung, die ihre Lüge in dem Jungen geweckt hatte. Er nickte eifrig. »Mein Vater hat auf der Hochebene von Kush gekämpft, zusammen mit seinem Freund Ashot, der nun einer der wichtigsten Berater des Unsterblichen ist.«

Lyvianne löste das Sichelschwert aus der Lederschlaufe am Streitwagen und lehnte es an die Tränke. Die Waffe war schwer und schlecht ausbalanciert. Obwohl der Goldene selbst sie erschaffen

hatte, fehlte es ihr an Vollkommenheit, denn die Himmelschlange hatte eines jener wuchtigen Schwerter kopiert, die von den stärksten Kriegeren Arams und Luwiens genutzt wurden. Die Waffe hatte einen mehr als vier Hand langen, lederumwickelten Griff. Nur zwei Drittel der Waffe machte die Klinge aus. Die Hälfte der Klinge war gerade wie bei einem gewöhnlichen Schwert und mündete in den Griff. Das letzte Drittel der Waffe formte einen fast vollkommenen Halbkreis. Es erinnerte an eine Handsichel, nur dass hier nicht die Innenseite geschliffen war, sondern die Außenseite des Halbkreises. Ein Muster, das an Federn erinnerte, war in diesen oberen Teil der Klinge ziseliert. Der Stahl war fleckig und täuschte das minderwertige Eisen vor, das die Menschenkinder für ihre Waffen nutzten.

Lyvianne war zugegen gewesen, als der Goldene die Waffe schmiedete. Sein Drachennodem hatte das Metall durchdrungen, und drei Tropfen seines Blutes waren in dem Wasser gewesen, in dem er den Stahl gekühlt hatte. Es war ein Zauber an die Klinge gebunden, der die Wunden, die sie schlug, umso tödlicher werden ließ, je machtvoller der Gegner war, gegen den sie zum Einsatz kam.

Lyvianne musterte Daron kühl. Sein Tod würde den Unsterblichen aufwühlen, aber klüger wäre es, den Kleinen verschwinden zu lassen. Ohne Leiche hielt sich immer noch ein Funken Hoffnung. Ganz sicher würde Aaron hierherkommen und die Suche nach dem Sohn seines Freundes persönlich anführen. Wenn die Zeit der Schlachten auf Nangog kam, wäre dies eine gute Möglichkeit, den Aufmarsch der Truppen Arams zu stören. Und es wäre schlecht für die Moral der Krieger, wenn ihr Anführer in der Heimat war, während sie in einer fremden Welt für ihn bluteten.

Lyvianne strich Daron durch sein struppiges Haar. »Ich bin sicher, eines Tages wirst du die ganze Aufmerksamkeit des Unsterblichen genießen. Du bist etwas Besonderes.« Sobald der Krieg begonnen hatte, würde sie zurückkehren und ihn sich holen, entschied die Elfe.

Die anderen Kinder hatten inzwischen die Dorfstraße erreicht. Sie kamen gerade zögerlich näher, als Rufe aus den Häusern erklangen. Mütter winkten sie durch hastig aufgerissene Türen. Was machte die Dorfbewohner so unruhig? Stimimte etwas nicht mit ihrer Maskerade? Lyvianne war auf ihrer Reise einigen Kriegern begegnet. Sie hatten ganz ähnlich ausgesehen.

»Du wolltest mir mehr über deinen Vater erzählen«, sagte sie und wandte sich wieder Daron zu. Er schien der Einzige hier zu sein, der sie nicht fürchtete. Er mochte weich aussehen und ein unvollkommenes Menschenkind sein, aber er hatte das Herz eines Löwen. Sie lehnte ihr Schwert an die Tränke und trat dann zu den Pferden.

»Mein Vater hat in der Schlacht auf der Hochebene von Kush Rücken an Rücken mit dem Unsterblichen Aaron gekämpft. Als die Elev Wanten der Luwier die Schlachtlinie durchbrochen haben, hat er sich die goldene Löwenstandarte gegriffen und sie gegen die Feinde verteidigt.«

»Elev Wanten?«, wiederholte sie skeptisch, während sie die Pferde ausspannte und zur Tränke führte.

»Hier zu Lande kennen nur die weisesten der Weisen diese schrecklichen Tiere.« Man merkte Daron an, dass er diese Geschichte schon oft erzählt hatte. Voller Stolz und in leicht überheblichem Ton fuhr er fort. »Es sind Ungeheuer, so groß wie ein Haus, die ihren Schwanz im Gesicht tragen. Sie besitzen nur zwei Zähne, aber die wachsen ihnen so lang wie Speere aus dem Maul heraus. Und wenn sie angreifen, dann packen sie die Unglücklichen, die sich ihnen in den Weg stellen, mit ihrem Schwanz, heben sie hoch und spießen sie auf ihren langen Zähnen auf. Manchmal tragen sie drei oder vier Tote auf ihren Zähnen, aber dann wird ihnen der Kopf so schwer, dass sie nicht mehr weitergehen können.«

Während die Pferde tranken, sah Lyvianne den Jungen durchdringend an. Daron redete immer noch. Von der Löwenstandarte und den Ungeheuern mit dem Schwanz im Gesicht. Er glaubte

diese Geschichten tatsächlich! Plötzlich unterbrach er sich und sah sie an. »Hast du dort auch gekämpft?«

»Es war ein blutiger Tag«, sagte sie nur. Sie kannte die Bilder aus Aarons Gedanken. Die Elefanten, die durch das trockene Flussbett gestürmt waren, und das Gemetzel, das die wenigen Dickhäuter angerichtet hatten, die durchgekommen waren.

Eine Bewegung vor ihr auf der Straße ließ sie aufblicken. Ein hagerer, hellbrauner Hund war erschienen. Neugierig hob er den Kopf und sah zu ihnen her. Dann schien er etwas gehört zu haben. Er blickte zum Tor in einer nahen Mauer und machte sich eilends davon.

Lyvianne stellte sich etwas näher an die Tränke, sodass sie leicht nach dem Schwert greifen könnte.

Fünf Männer traten durch das Tor auf die Straße. Sie trugen Dreschflegel und sahen so aus, als könnten sie damit umgehen. Lyvianne konnte sie riechen, obwohl sie noch etwa zwanzig Schritt entfernt waren. Sie stanken nach Schweiß und zu lange getragenen Kleidern, was in Einklang mit den speckigen Tuniken stand, die sie trugen. Mit Ausnahme ihres Anführers waren es gedrungene, bullige Kerle mit kurzen, speckigen Hälsen. Jener hingegen war schlanker und trug einen halbwegs gestutzten, spitzen Bart, der sein Gesicht noch länger erscheinen ließ, als es ohnehin schon war. Erstes Grau umfing seine Schläfen. Er trug eine himmelblaue Tunika mit breitem, rot besticktem Saum, und im Gegensatz zu seinen Handlangern steckten seine Füße in Sandalen.

»Das ist Sinas Vater«, flüsterte Daron, als wäre damit alles gesagt. »Er glaubt, er kann hier allen sagen, wo es langgeht, nur weil er der reichste Bauer Belbeks ist.«

Die kleine Abordnung blieb etwa zehn Schritt vom Brunnenhaus entfernt stehen. »Wer bist du? Und was willst du hier?«, rief Sinas Vater ihr entgegen.

Lyvianne griff nach ihrem Schwert, legte es lässig über die Schulter und trat auf den sonnendurchglühten Platz. Der Geruch

